

# Orientwissenschaftliche Hefte

Mitteilungen des SFB  
„Differenz und Integration“ 8:  
Methoden  
als Aspekte der Wissenskonstruktion  
Fallstudien zur Nomadismusforschung

**17/ 2005**

Herausgeber

**Orientwissenschaftliches Zentrum**  
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg





# **Orientwissenschaftliche Hefte**

**Mitteilungen des SFB  
„Differenz und Integration“ 8:**

**Methoden**

**als Aspekte der Wissenskonstruktion**

**Fallstudien zur Nomadismusforschung**

**17/ 2005**

Herausgeber

**Orientwissenschaftliches Zentrum**

der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg



Herausgeber:  
Orientwissenschaftliches Zentrum  
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Mühlweg 15  
06114 Halle  
Tel.: 0345-55-24081, Fax: 55-27299  
hanne.schoenig@owz.uni-halle.de  
www.owz.uni-halle.de

Diese Arbeit ist im Sonderforschungsbereich 586 „Differenz und Integration“ an den Universitäten Halle-Wittenberg und Leipzig entstanden und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

Die OWH erscheinen unregelmäßig.

Umschlag unter Verwendung des Wappens der Stadt Halle  
mit freundlicher Genehmigung der Stadtverwaltung

© OWZ Halle/Saale 2005

Die Reihe und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Druck: Druckhaus Schütze GmbH, Fichte-Schulze-Str. 6, 06116 Halle (Saale).

Printed in Germany

ISSN 1617-2469



**Orientwissenschaftliche Hefte**  
**Heft 17/2005**

**Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 8:  
Methoden als Aspekte der Wissenskonstruktion**

herausgegeben im Auftrag des SFB von Jörg Gertel

**Inhalt**

Jörg Gertel	Vorwort	V
Jörg Gertel	Empirische Methoden und ihre Bedeutung bei der Konstruktion von Wissen	1
Claudia Näser	Ethnoarchäologie, Analogiebildung und Nomadismusforschung. Eine Einführung mit einer Fallstudie aus Nordafrika	17
Katharina Lange	Biographische Methoden als Zugang zur Geschichte ehemaliger Nomaden in Syrien	43
Ingo Breuer	Statistiken oder: Wie werden „Nomaden“ in Marokko gemacht?	55
Autoren		75





## Vorwort

Ich habe nicht die Absicht, eine Menge allgemeiner Regeln durch eine andere zu ersetzen; meine Absicht ist vielmehr, den Leser davon zu überzeugen, dass alle Methodologien, auch die einleuchtendsten, ihre Grenzen haben.<sup>1</sup>

Der vorliegende Band des Sonderforschungsbereiches *Differenz und Integration* geht aus der Arbeitsgruppe *Grenzen und Übergänge* hervor, die sich neben einer interdisziplinären Theoriediskussion vor allem mit den wissenschaftlichen Methoden beschäftigt hat, die in den einzelnen Fächern diskutiert werden und in der Projektarbeit zur Anwendung kommen. Ziel war es, zu verstehen, wie Methoden inhaltliche Aussagen erschließen, diese jedoch gleichzeitig auch strukturieren – also zu bestimmen, welche Erklärungsreichweite sie haben und wie sie insgesamt zur Wissensproduktion innerhalb und außerhalb der einzelnen Disziplinen beitragen. Ein Ergebnis der Arbeitsgruppe liegt nun schriftlich vor. Auf dem Prüfstand stehen die Autorschaft bei empirischen Methoden, Analogiebildungen in der Ethnoarchäologie, die Reichweite statistischer Aussagekomplexe in der Geographie und biographische Interviews in der Ethnologie.

An dieser Stelle möchte ich allen Mitgliedern der Arbeitsgruppe, die hier nicht explizit zu Wort kommen, danken, insbesondere Constance Dittrich, Constance Heinig, Elena Marushiakova, Udo Mischek und Gundula Mehnert. Ihre Anregungen sind durch unsere gemeinsamen Diskussionen in vielfältiger Form in die vorliegende Veröffentlichung eingegangen.

Jörg Gertel

---

<sup>1</sup> Paul Feyerabend: *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt [1975] 1991, 37.



# Empirische Methoden und ihre Bedeutung bei der Konstruktion von Wissen

Jörg Gertel

„Ich hatte früher dies, ich hatte früher jenes, ich hatte zehn Ziegen, ich hatte drei Schafe“, sie zählten die Güter auf, die sie verloren hatten, und zusammen mit drei anderen habe ich so viel ich konnte aufgeschrieben. Ich habe die Katastrophe aufgezeichnet und zugleich hatte ich mit einer Art Verantwortungslosigkeit [...] vor, das alles mit den Methoden, die mir zur Verfügung standen, zu analysieren, während ich mir immer sagte: „Armer Bourdieu, mit den armseligen Instrumenten, die du hast, bist du der Sache nicht gewachsen, man müsste einfach alles wissen und alles verstehen, die Psychoanalyse, die Ökonomie ...“

Wenn sie mir Dinge erzählten, habe ich danach manchmal zwei oder drei Tage gebraucht, um alles zu verstehen, komplizierte Namen von Orten oder Stämmen, Zahlen von verlorenem Vieh und anderen verlorenen Gütern, und ich war dann völlig überwältigt von dem allem, und insofern war jede Hilfe gut, und das Fotografieren war im Grunde eine Art und Weise zu versuchen, den Schock einer niederschmetternden Realität zu bewältigen. Es gab dort einen Ort, der lag ganz einfach in der Nähe und hieß Kerker, ein riesiger Ort, der einfach mitten auf einer sumpfigen Ebene hochgezogen worden war, welche die Leute nicht bebauen konnten, weil sie keine Pflüge und Gespanne hatten, die stark genug gewesen wären. Dort also hatte man die Leute angesiedelt, zwei- oder dreitausend Personen, riesengroß, und diese Art Vorstadt ohne Stadt war wirklich tragisch. Dort habe ich die verrückteste Sache meines Lebens gemacht: eine Konsumstudie im Stil des INSEE, des Statistischen Amtes Frankreichs. Eine Konsumstudie ist etwas sehr Aufwendiges. Sie kommen mit ihrem Fragebogen an und fragen: „Was haben sie gestern gekauft?“ Kerzen, Brot, Karotten, ... Sie zählen alles auf und kreuzen jeweils ja oder nein an. Zwei Tage später kommen sie dann wieder, insgesamt drei Mal. Es war eine Riesenarbeit, eine solche Untersuchung durchzuführen – auch wenn ich nicht allein war, sondern wir zu dritt oder viert waren. Diese ganze Untersuchung hat nichts Besonderes ergeben außer der Tatsache, dass diese Bevölkerung, die völlig vernichtet, homogenisiert, nivelliert und auf die unterste Stufe des Elends reduziert zu sein schien, eine Normalverteilung aufwies – es gab all die Unterschiede, die man auch bei einer normalen Bevölkerung findet, eine Normalverteilung.<sup>1</sup>

## *Einleitung*

Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtung ist die Überlegung, dass die Informationen, mit denen wir in wissenschaftlicher Hinsicht alltäglich umgehen, eine Geschichte haben und durch die Methoden strukturiert sind, die zu ihrer Generierung innerhalb des Spektrums der Wissens(re)produktion eingesetzt werden. In diesem Sinne besteht Wissensgenerierung aus einer Vielzahl von Überset-

---

<sup>1</sup> Bourdieu in Schultheis et al. (2003, 36–38).

zungen, die ausgehend von der ersten Definition eines Untersuchungsgegenstandes bis hin zur abgeschlossenen wissenschaftlichen Publikation als fortwährende Repräsentationen zu verstehen sind. Innerhalb dieser Kette von Repräsentationen sind auch die Methoden der empirischen Sozialforschung zu verorten. Sie kommen sowohl bei der Planung und Durchführung von empirischen Untersuchungen, also bei der Erhebung primärer Daten, als auch bei der Auswertung, Aufbereitung und Interpretation von Primär- und Sekundärdaten zum Einsatz und strukturieren die Inhalte, die repräsentiert werden. Der Einsatz von Methoden in den empirischen Sozialwissenschaften ist somit nicht wissenschaftlich „neutral“, sondern stellt (notwendige) Interventionen dar: Er beeinflusst – wie am Eingangszitat deutlich wird – die Wissenskonstruktion und kann daher im Sinne einer „Objektivierung“ wissenschaftlicher Erkenntnisse bestenfalls in seinen Wirkungen und Konsequenzen nachvollziehbar gemacht werden. Dies wird im Folgenden aufgezeigt. Zunächst werden dazu die Methoden der empirischen Sozialforschung im allgemeineren Kontext der Wissensproduktion verortet, anschließend werden die qualitativen und quantitativen Methoden genauer beleuchtet und schließlich wird für beide methodischen Verfahrensweisen die Bedeutung der Interviewsituation herausgearbeitet.

### *Methoden im Kontext der Wissensreproduktion*

Die Prozesse der sozialen Konstruktion von Wissen – und damit korrespondierend die Ebenen der Repräsentation – können in analytischer Hinsicht vereinfachend in drei Bereiche zerlegt und entsprechend untersucht werden: in persönliche Erfahrungen, in Texte und in Theorien. Diese Einteilung mag zunächst willkürlich erscheinen, denn im Alltag sind diese Felder kaum eindeutig abzugrenzen. Im Gegenteil: Erfahrungen, Texte und Theorien sind eng miteinander verflochten, durchdringen und beeinflussen sich auf vielfältige Weise. Dennoch scheint ihre analytische Unterscheidung sinnvoll, da sie die Zunahme der Abstraktion, die Komplexitätsreduktion von Informationen und damit einhergehend einen wachsenden Kontextverlust widerspiegeln, die mit der Überführung von persönlichen Erfahrungen in Texte und von Texten in Theorien stattfinden. Durch diesen etwas genaueren Blick wird es einfacher, die Bedeutung empirischer Methoden im Kontext der Wissensproduktion zu analysieren und zu bestimmen. Dies erfolgt in drei Schritten.

1. Dass persönliche *Erfahrungen* nicht isoliert, quasi unabhängig vom gesellschaftlichen Kontext stattfinden, ist in den Sozialwissenschaften ein Allgemeinplatz. Der schlichten Idee, der klassische Feldforscher könne durch teilnehmende Beobachtung, etwa im nomadischen Kontext, zu objektiven Einsichten gelangen, wird auch innerhalb der Ethnologie seit Jahren eine differenzierte Perspektive

gegenübergestellt.<sup>2</sup> Das Spektrum der theoretischen Positionen, die sich mit der Bedeutung von Erfahrung in methodologischer Hinsicht beschäftigen, kann im Rahmen der vorliegenden Betrachtung selbstredend nicht annähernd wiedergegeben werden. Im Folgenden sollen daher lediglich einige Grundpositionen vorgestellt werden, die es erlauben, die Fragestellung weiter zuzuspitzen. In ihrer Arbeit „The Evidence of Experience“ führt Scott aus:

When experience is taken as the origin of knowledge, the vision of the individual subject (the person who had the experience or the historian who recounts it) becomes the bedrock of evidence on which explanation is built. Questions about the constructed nature of experience, about how subjects are constituted as different in the first place, about how one's vision is structured – about language (or discourse) and history – are left aside. The evidence of experience then becomes evidence or the fact of difference, rather than a way of exploring how difference is established, how it operates, how and in what ways it constitutes subjects who see and act in the world.<sup>3</sup>

Erfahrung ist demnach sprachlich, diskursiv und historisch konstruiert. Aus Sicht postkolonialer Forschungsansätze ist Wissen – auch in der Form persönlicher Erfahrungen – weder objektiv noch neutral oder gar frei von Machtbeziehungen.<sup>4</sup> Vielmehr geht es gerade darum, die Diskurse zu beleuchten,<sup>5</sup> die bei der Konstruktion von Erfahrung aktiv sind; also zu untersuchen, wie „Subjekte“ überhaupt konstruiert werden. Dazu ist beispielsweise offen zu legen, wer für wen spricht und welche Definitionsmacht dabei wirksam wird.<sup>6</sup> Gleichzeitig ist nach Hall davon auszugehen, dass handelnde Subjekte keine stabile Identität haben, sondern sich aus mehreren auch widersprüchlichen und unvollständigen „Identitäten“ konstituieren.<sup>7</sup> Die Prozesse der kulturellen Identifikation sind damit offen, variabel und ambivalent. Gleichzeitig wird fortwährend an der Illusion der Fortschreibung einer Einheit des Selbst gebaut. Akteure greifen demnach auf erinnerte Erfahrungen zurück (die verankert und strukturiert sind durch die vereinheitlichende Erzählung von sich selbst – dem „narrative of the self“; s. unten), transportieren diese kontextabhängig, etwa in Interaktionen, selektiv und fragmentarisch nach außen und schreiben das so imaginierte Selbst in der Zeit fort.<sup>8</sup> Die Methoden der empirischen Sozialforschung setzen an dieser Stelle an und versuchen – wie am Beispiel der qualitativen Verfahren gezeigt werden wird – nicht nur die Konstruktion von Erfahrung, also den Produktionsprozess des (individuellen) Erfahrung-Machens aufzuschließen, sondern über die Methodenkritik hinaus inhaltliches Wissen über unbekanntere Phänomene der sozialen Welt

<sup>2</sup> Vgl. Fischer (1985), Stellrecht (1993).

<sup>3</sup> Scott (1991, 777).

<sup>4</sup> Ashcroft et al. (1995).

<sup>5</sup> Foucault (1991), Phillips et al. (2002).

<sup>6</sup> Spivak (1988).

<sup>7</sup> Hall (1992).

<sup>8</sup> Andrews et al. (2000), Holstein et al. (2000).

zu generieren. Dabei können etwa Handlungen (Weidewechsel von Nomaden), deren Institutionalisierungen (kollektives Regelwerk des Weidezugangs) und Materialisierungen (Überweidung) im Blick stehen.

2. Bei *Texten* handelt es sich im Gegensatz zu Erfahrung bereits um eine sequentielle Darstellung von Informationen sowie um Bedeutungen, die zwar verhandelbar bleiben, wobei der Spielraum hierfür jedoch eingeschränkter ist. Entsprechende Interpretationsmöglichkeiten unterliegen demnach Beschränkungen. Oevermanns Ansatz der „objektiven Hermeneutik“<sup>9</sup> macht dies exemplarisch deutlich: Er versteht Text als „die Klasse von in welchen Medien auch immer protokollierten Handlungen“<sup>10</sup> und geht davon aus, dass zwei grundsätzlich verschiedene Realitätsebenen in einem Text existieren: die Realität von „latenten Sinnstrukturen“ einerseits und die Realität von „subjektiv intentional repräsentierten Bedeutungen“<sup>11</sup> eines Textes andererseits. Unterschieden wird das, was gesagt wurde (objektiv), von dem, was gemeint wurde (subjektiv). Er stellt fest, „mit dem Begriff von den latenten Sinnstrukturen werden objektive Bedeutungsmöglichkeiten als real eingeführt, unabhängig davon, ob sie von den an der Interaktion beteiligten Subjekten intentional realisiert wurden oder nicht“.<sup>12</sup> Entsprechend folgert er, dass jeder prinzipiell für die Struktur seiner (veröffentlichten) Texte verantwortlich ist und nicht für das, was er in Wirklichkeit gemeint hat, denn, so Oevermann weiter, „wir gehen davon aus, daß nichts, auch nicht das geringfügigste Merkmal eines Interakts zufällig erzeugt worden ist“.<sup>13</sup> Mit diesem Textverständnis wird somit die Verantwortung für die Autorschaft bei der Textproduktion in den Vordergrund gerückt und gleichzeitig werden die Möglichkeiten betont, tiefgreifende (unbewusste) Sinnzusammenhänge durch externe Interpretationen aufdecken zu können. Willems hingegen bescheinigt diesem Ansatz eine Blindheit bzw. ein Desinteresse gegenüber Kontingenzen: objektive Sinnstrukturen liegen kaum jemals lückenlos vor und seien zudem eben auch von Zufälligkeiten abhängig.<sup>14</sup> Darüber hinaus erscheint die Setzung, dass Texte objektive Elemente aufweisen sollen – also Gegebenheiten, die unabhängig von Zeit, Raum, Akteuren und Perspektive eine Gültigkeit an sich beanspruchen – problematisch. Allein die These der diskursiven Konstruktion von Wissen steht dem Essentialismus „objektiver Sinnstrukturen“ diametral gegenüber. In diesem Zusammenhang weist DeCerteau darauf hin, dass sich ein Sprechakt zwar innerhalb eines Sprachsystems vollzieht, er jedoch die Aneignung der Sprache durch den Sprecher erfordert, eine raum- und zeitabhängige Präsenz begründet und zu einem Vertrag mit dem Anderen, dem Gesprächspartner führt.<sup>15</sup> Texte sind in diesem Sinne als Ergebnis von Aushandlungsprozessen zu verstehen, welche im

<sup>9</sup> Oevermann et al. (1979).

<sup>10</sup> (Ebd., 369).

<sup>11</sup> (Ebd., 367).

<sup>12</sup> (Ebd., 368).

<sup>13</sup> (Ebd., 399).

<sup>14</sup> Willems (1996, 452).

<sup>15</sup> DeCerteaux (1988).

Spannungsfeld zwischen diskursiv wirksamen Vorgaben und individuellen rhetorischen Taktiken mit einem persönlichen Aneignungsvorgang verbunden sind. In Anlehnung an Ricouer können demnach vier Aspekte zusammenfassend festgehalten werden:<sup>16</sup>

1. Texte repräsentieren und konstituieren soziales Leben;
2. Die Intention des Autors und die Rezeption des Textes koinzidieren oft nicht;
3. Mit veränderten gesellschaftlichen Bedingungen werden Texte oft neu interpretiert;
4. Die Bedeutung von Texten ist nicht endgültig festzulegen.

Vor diesem Hintergrund ist festzuhalten, dass qualitative und quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung an und mit der Schnittstelle arbeiten, in der (individuelles) Erfahrungswissen der Befragten in (autorisierte) Texte überführt und damit selektiv festgeschrieben wird. Beispielsweise wird nach einer empirischen Kampagne und deren Auswertung in einem Text beschrieben, warum einzelne Nomaden sich während einer Dürre für einen Weidewechsel entscheiden und welches lokale Regelwerk dem zu Grunde liegt. Texte sind damit Re-Präsentationen, zeitlich nachgelagerte Erzählungen einer vorab beobachteten Praxis, gleichsam wird ihnen jedoch die Autorität zugebilligt, die „Wirklichkeit“ festzustellen; also etwa die unterliegenden Ursachen der Überweidung zu bestimmen, die zum Ausmaß der Dürre beitragen. Ob diese Texte jemals von Nomaden gelesen werden und welche Aneignung dieses Wissens erfolgt, ist nicht nur eine zentrale Frage der Entwicklungspraxis, sondern auch vom Wissenschaftskonzept und damit maßgeblich vom Verständnis wissenschaftlicher Theorien abhängig.

3. Bei *Theorien* ist im Kontext einer Analyse der sozialen Produktion von Wissen die Abstraktion und damit die Komplexitätsreduktion am größten. Generell gilt auch hier, dass das Verständnis und der Status von Theorien innerhalb der Sozialwissenschaften differieren, beispielsweise abhängig davon, ob die epistemologischen Grundpositionen des Realismus oder des Konstruktivismus eingenommen werden.<sup>17</sup> Entsprechend dem Realismus existiert eine denkunabhängige Wirklichkeit, also eine Natur, die durch Fakten zu uns spricht, unbeeinflusst davon, was wir über sie sagen oder denken.<sup>18</sup> Gleichzeitig kann diese Wirklichkeit jedoch auch unseren Erfahrungen zugänglich sein, wir können sie beschreiben und analysieren. Hierzu gibt es wissenschaftliche Methoden, die möglichst ausschließen sollen, dass subjektive Einflüsse die Beschreibung und Analyse prägen. Durch den Einsatz der Methoden geht es somit um die „Entsubjektivierung“ des Wissenschaftlers. Entsprechend dieser Position sind Aussagen dann entweder wahr oder falsch, sie können verifiziert und bewiesen oder falsifiziert und damit abge-

<sup>16</sup> Ricouer (1971).

<sup>17</sup> Labinger et al. (2001).

<sup>18</sup> Die folgenden Ausführungen sind ganz maßgeblich durch die unveröffentlichte Magisterarbeit von M. Weinel (2004) beeinflusst. Ihm möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich für die Anregungen danken.

lehnt werden. Darüber hinaus gibt es keinen Raum für Kontroversen. Aussagen sind durch Beweise zu belegen und dann als Wahrheit zu akzeptieren, eben da die Aussage mit den Tatsachen korrespondiert. Grundlegend anders gestaltet sich hingegen die konstruktivistische Position. So geht beispielsweise der methodologische Relativismus von Collins davon aus, dass die Wirklichkeit nicht denkunabhängig existiert, sondern nur perspektivisch erschlossen werden kann, wobei jede Behauptung über die Beschaffenheit der Wirklichkeit ebenso sinnvoll ist wie jede andere.<sup>19</sup> Bei der Erklärung von Wissensansprüchen, also der Autorität von Aussagen, spielt zudem nicht die Natur eine zentrale Rolle, sondern die soziologisch festzustellende Position des Autors. Im Gegensatz zu den Realisten, die nach Wahrheit suchen, sind die Konstruktivisten daran interessiert, wie es dazu kommt, dass in bestimmten Gruppen die eine oder die andere Ansicht den Status von gesichertem Wissen zugeschrieben bekommt.<sup>20</sup> Ihnen geht es damit nicht um „Beweise“, sondern um die „Glaubwürdigkeit“ von Aussagen, die Produkte der Wissenschaft sind. Eine entsprechende Theorie sollte dabei auch praktische Eignung aufweisen, d. h. ein Werkzeug sein, um Gesellschaft zu verstehen und gegebenenfalls auch zu verändern.<sup>21</sup> Theorien – etwa über nomadische Mobilität und die Moderne – sind dabei auch als Aspekte des Alltags zu verstehen, die ebenso wie Texte auf Erfahrungen zurückwirken und sie verändern. Eine solche Rückkopplung bezeichnet Giddens als „doppelte Hermeneutik“.<sup>22</sup> Methoden sind in diesem Sinne dann als geplante Interventionen in die Wissenskonstruktion zu begreifen. Dies ist Gegenstand der anschließenden Ausführungen.

### *Qualitative und quantitative Methoden als Repräsentationsmechanismen*

Im Folgenden werden dazu die grundlegenden Unterschiede bei qualitativen und quantitativen Verfahren beleuchtet, um jene nachgelagerten Mechanismen der Repräsentation auf einer allgemeineren Ebene transparent zu machen, die zu Tage treten, wenn empirische Daten produziert und in wissenschaftliche Texte überführt werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Feststellung, mit welcher Erklärungsreichweite die unterschiedlichen Methoden operieren.

Während die qualitativen Verfahren der empirischen Sozialforschung etwa in Form der Feldforschung kleinere räumliche und soziale Einheiten (oft einzelne Gruppen) untersuchen und soziale Relationssysteme (SRS) erfassen, beschäftigen sich die quantitativen statistischen Verfahren auch mit größeren räumlichen und gesellschaftlichen Komplexen (bis hin zu Nationalstaaten) und erfassen diese in Form von Zahlen als numerische Relationssysteme (NRS). In beiden Fällen steht

<sup>19</sup> Collins (2001).

<sup>20</sup> Weinell (2004).

<sup>21</sup> Sayer (1992).

<sup>22</sup> Giddens (1992, 338).

in methodologischer Hinsicht dabei die Problematik im Mittelpunkt, in welcher Beziehung die untersuchten „Teile“ (die Befragten bzw. die Stichprobe) zum „Ganzen“ (zur Gruppe bzw. zur Grundgesamtheit) stehen und was bei präziser Kenntnis der Teile über das Ganze ausgesagt werden kann. Quantitative und qualitative Methoden unterscheiden sich dabei grundlegend: Bei der qualitativen Feldforschung und insbesondere bei der Methode der teilnehmenden Beobachtung steht die persönliche Erfahrung im Mittelpunkt. Es werden situative Eindrücke in der Untersuchungssituation gesammelt und daraus allgemeingültigere Typen entwickelt.<sup>23</sup> Quantitativ operierende standardisierte Verfahren der Statistik sind demgegenüber in zählbare und rekonstruierbare Arbeitsschritte zu zerlegen. Methodisch steht dabei die Messung von Wahrscheinlichkeiten im Mittelpunkt. Erst hierdurch werden Phänomene, die nicht unmittelbar beobachtbar sind, der wissenschaftlichen Analyse zugänglich, allerdings mit der Konsequenz, dass soziale Kontexte durch die Berechnung arithmetischer Durchschnitte zerschnitten werden. Im Gegensatz dazu löst die Methode der teilnehmenden Beobachtung die sozialen Bezüge nicht auf, und nicht vergleichbare Einheiten werden weder zerlegt noch miteinander in Beziehung gesetzt. Eine weitere Charakteristik der teilnehmenden Beobachtung besteht darin, dass die zentralen Analysekategorien im Zuge der Untersuchung jeweils optimiert und an den aktuellen Wissensstand angepasst werden können.<sup>24</sup> Die Kategorien für eine statistische Untersuchung müssen hingegen, um vergleichbare Bedingungen zu schaffen, vor der empirischen Erhebung festliegen und können während und nach der Erhebung auch nicht verändert werden.

Dennoch haben auch scheinbar harte Zahlen eine soziale Geschichte. Sie alle resultieren letztlich aus Befragungssituationen, bei denen sich Personen begegnen und eine soziale Beziehung entwickeln. Bei standardisierten statistischen Verfahren der empirischen Sozialforschung ist die Begegnung zwischen Interviewer und Befragtem dabei oft nur von kurzer Dauer, meist treffen sich beide nur einmal, und Möglichkeiten für Nachfragen sind nur eingeschränkt vorhanden. Damit kommt der einzelnen Begegnung eine immense inhaltliche Bedeutung zu, was sie gerade bei standardisierten Wiederholungen anfällig für strukturelle Fehler macht. Bei qualitativen Erhebungen, insbesondere bei der Methode der teilnehmenden Beobachtung, entwickeln sich demgegenüber zwischen Interviewer und Befragten aufgrund wiederholter Begegnungen, die über einen längeren Zeitraum in den Alltagskontext der Befragten eingebettet werden, intensivere Beziehungen, die eine andere Kommunikationsstruktur hervorbringen. Die Bedeutung der einzelnen Befragungssituation ist dabei nicht so „aufgeladen“ und weniger von Erwartungen und Kontextkontrolle geprägt.<sup>25</sup> Doch auch hier sind strukturelle Verzerrungen der Datenstruktur möglich. Zu fragen ist beispielsweise, wen der Wissenschaftler oder die Wissenschaftlerin kennen lernt (Männer oder Frauen, in

---

<sup>23</sup> Vgl. Asad (1994).

<sup>24</sup> Vgl. exemplarisch Schönhuth et al. (1993) zu partizipativen Erhebungsverfahren.

<sup>25</sup> Vgl. Witzel (1982).

welchem Alter, mit welcher Bildung, mit welchem Status in der Gruppe), wie dies den Zugang zum größeren sozialen Feld der Untersuchungsgruppe strukturiert und wer von den Befragten für wen spricht? Dabei handelt es sich bei gruppenbezogenen Feldforschungen immer um kleine Ausschnitte aus der gesellschaftlichen Praxis, von denen ausgehend allgemeingültigere Aussagen nur schwer zu treffen sind.

Zu klären bleibt allerdings, inwieweit Generalisierungen auch bei statistischen Verfahren problematisch sind. Ausschlaggebend für die Beantwortung dieser Frage ist, dass im Rahmen der empirischen Sozialforschung alle numerischen Relationssysteme letztlich aus sozialen Relationssystemen hervorgehen und entsprechende Informationen maßgeblich auf Erhebungssituationen zurückzuführen sind, die ihrerseits eben durch sehr spezielle soziale Beziehungen strukturiert sind. Festzuhalten ist weiterhin, dass mit der Überführung von Interviews in Texte und mit der Transformation sozialer Relationssysteme in numerische Relationssysteme eine Komplexitätsreduktion einhergeht. Die zu beschreibende Praxis wird, bei konsistenten Verknüpfungsvorschriften, durch weniger Zeichen abgebildet, wobei die Skalierung – die Art der Beziehungen der Zahlen zueinander – eine zentrale Rolle als Mechanismus der Repräsentation spielt.<sup>26</sup> Entsprechend wird die komplexe Ausgestaltung der Alltagspraxis von Nomaden, die beispielsweise durch den Begriff „Armut“ abgebildet wird, durch eine einzige Zahl, die eine Armutslinie markiert, repräsentierbar. Da es, wie bereits deutlich wurde, um Re-Präsentation geht, sind Bezüge zu Vergangenen – zu Interview-situationen etwa, in denen die grundlegenden Daten produziert wurden – bedeutungskonstituierend. In Anlehnung an Spivak sind hierbei zwei zusammenhängende Bedeutungsfelder zu unterscheiden: nämlich „von etwas sprechen“ und „für jemanden sprechen“.<sup>27</sup> Zu differenzieren ist demnach der Vorgang, bei dem Bedeutungen ausgehandelt werden (wie beispielsweise der Begriff „Armut“ geprägt wird), von dem Prozess, bei dem Dritte für Betroffene sprechen (Wissenschaftler für Nomaden) und sich die Autorität der Interpretation aneignen.

Festzuhalten ist somit, dass inhaltliche Aussagen zu einem Untersuchungskomplex, die mittels quantitativer Methoden zu erschließen sind, anhand von aggregierten Daten (beispielsweise in Form von Armutslinien) repräsentiert werden, während Aussagen, die durch den Einsatz qualitativer Methoden erzielt werden, in Form kontextualisierter Informationen (etwa zur sozialen Ausprägung von Armut auf der Haushaltsebene) vermittelt werden. Die Art der Informationen ist entsprechend unterschiedlich und die inhaltliche Ausgestaltung des

<sup>26</sup> Hand (1996). Während nominal skalierte Variable (beispielsweise bei der Vergabe von gleichen Zahlenwerten für gleiche Namen) nur wenige Informationen über den inhaltlichen Gesamtzusammenhang transportieren – es können lediglich Häufigkeiten ausgezählt werden – lassen verhältnisskalierte Variable (Alter, Einkommen, etc.) weitreichendere Auswertungen zu. Mittels Korrelationen können beispielsweise Zusammenhänge innerhalb des numerischen Relationssystems ermittelt werden.

<sup>27</sup> Spivak (1988).

Wissens (etwa über Nomaden) hängt demnach maßgeblich von der jeweiligen Methode ab. Zu resümieren ist weiterhin, dass Interviewsituationen sowohl für die Methoden der qualitativen als auch der quantitativen empirischen Sozialforschung einen zentralen Ausgangspunkt der Wissensgenerierung darstellen. Inwieweit sie als soziale Beziehungen zu verstehen sind und individuelle Erfahrungen strukturieren, wird im Folgenden diskutiert.

### *Interviewsituationen als soziale Beziehungen*

Wie kaum ein anderer Sozialwissenschaftler hat Bourdieu die analytischen Beziehungen zwischen Empirie und Theorie untersucht und dabei die Möglichkeiten und Grenzen der sozialen Wissensproduktion auf theoretischer Ebene reflektiert. Richtungsweisend stellt er fest: „die Befragungssituation bleibt immer eine soziale Beziehung, die ihre Effekte auf die Ergebnisse ausübt, die man erhält“.<sup>28</sup> Das Spektrum der sozialen Beziehungen, welche in Befragungssituationen anzutreffen sind, rangiert entsprechend seinem Verständnis zwischen zwei nie erreichten Extremen: „der totalen Übereinstimmung zwischen Interviewer und Befragtem einerseits – ein Fall, in dem dann nichts mehr gesagt werden könnte, weil nichts mehr in Frage gestellt würde und damit alles selbstverständlich wäre – und der totalen Divergenz andererseits, also dem Fall, in dem Verstehen und Vertrauen unmöglich würden“.<sup>29</sup>

Bourdieu interpretiert das Interview als Austauschsituation, als „Markt der sprachlichen und symbolischen Güter“,<sup>30</sup> die er – ähnlich wie Devereux<sup>31</sup> – durch Verzerrungen charakterisiert sieht.<sup>32</sup> Die Ursachen der Verzerrungen, die in der Struktur der Befragungsbeziehung angelegt sind, liegen – entsprechend seiner Argumentation – darin begründet, dass zum einen der Interviewer derjenige ist, der in der Regel die Initiative ergreift und die „Spielregeln“ festlegt, und dass zum anderen beim Gegenstand der Umfrage ein Gefälle existiert, wie er vom Befragten und vom Interviewer verstanden wird. Zudem existiere eine gewaltfreie Kommunikation kaum und niemand könne sich vor dem Aufdrängen einer Problematik in Sicherheit wiegen. Schließlich sei eine Interviewsituation auch vom Widerstand gegen Objektivierungen geprägt, wie dies etwa beim Einsatz von Aufzeichnungsgeräten deutlich werde.

Als Hinweise zum Erkennen und Vermindern von Verzerrungen gibt Bourdieu zunächst generell zu bedenken, dass von einem Interviewer ein enormes Wissen gefordert ist, damit er überhaupt eine Chance habe, der Untersuchung

---

<sup>28</sup> Bourdieu (1997, 780).

<sup>29</sup> (Ebd., 785).

<sup>30</sup> (Ebd., 781).

<sup>31</sup> Devereux (1998, 18).

<sup>32</sup> Bourdieu (1997, 780).

gerecht zu werden. Dieses Wissen könne mittelbar aus der längeren beruflichen Tätigkeit hervorgehen oder durch vorausgehende Recherchen gezielt erarbeitet werden.<sup>33</sup> In der unmittelbaren Situation des Interviews gehe es dann darum, eine Beziehung des „aktiven und methodischen Zuhörens“ zu schaffen, um die befragten Personen zur Mitarbeit zu animieren.<sup>34</sup> Die Verwendung eines entsprechenden Sprachniveaus und der Einsatz verbaler und nichtverbaler Signale sei hierbei ratsam. Auch könne auf die Struktur der Beziehung, etwa durch Auswahl der Interviewer oder der befragten Personen, Einfluss genommen werden, denn Personen, die vertrauten Zugang zu den Kategorien der Interviewpartner haben, erscheinen dem Gesprächspartner weniger bedrohlich.<sup>35</sup> Weiterhin gehe es darum, dem Befragten auch durch den Inhalt der Fragen das Gefühl zu vermitteln, dass der Interviewer sich gedanklich in ihn hineinversetzen kann, ohne dabei die gesellschaftliche Distanz, die zwischen ihnen existiert, zu leugnen. Bourdieu führt hierzu aus:<sup>36</sup>

Sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem Punkt aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für ihn zu ergreifen (...) heißt eben nicht, das *Selbst* auf den anderen zu projizieren, wie die Phänomenologen meinen. Vielmehr geht es darum, ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist (...) (Hervorhebung durch J. G.).

Ein solches Verstehen ist mehr als ein wohlwollender Gemütszustand. Es äußert sich darin, dass ein Interview auf verständliche, ruhige und motivierende Art und Weise präsentiert und geführt wird, also so, dass der Befragte in dem Interview und generell in dieser Situation einen Sinn erkennen kann. Und es äußert sich auch und vor allem in der Fragestellung: genau wie die Antworten, die sie hervorbringt, leitet sich auch die Fragestellung von einer verifizierten Repräsentation der Bedingungen ab, in denen sich der Befragte befindet und deren Produkt er ist.

Die Ambivalenz zwischen der Transparenz der Situation, die dem Befragten vermittelt werden soll und der aktiven Gestaltung der Befragungssituation durch den Interviewer, der mit seinem professionellen Anliegen auch grundsätzlich mit einem unterschiedlichen Interesse in diese Beziehung eintritt, scheint für Bourdieu dann auflösbar, wenn der Befragte in dieser Situation generell einen Sinn erkennen kann. Hierfür – so könnte argumentiert werden – scheint es eine notwendige Voraussetzung zu sein, das eigene Selbst nicht zu leugnen. Wird dem zugestimmt, so bleibt weiter zu fragen, ob entsprechend den Ausführungen von

<sup>33</sup> (Ebd., 786).

<sup>34</sup> (Ebd., 782).

<sup>35</sup> (Ebd., 784).

<sup>36</sup> (Ebd., 786).

Bourdieu Verstehen überhaupt möglich ist, ohne das Selbst – zumindest partiell – dabei auch zur Disposition zu stellen. Provokativ führt Bourdieu aus:

Auch auf die Gefahr hin, sowohl strenge Methodologen als auch eingefleischte Hermeneuten zu schockieren, möchte ich frei heraus sagen, daß das Interview als eine Art geistige Übung angesehen werden kann, die darauf abzielt, über die Selbstvergessenheit zu einer wahren Konversion des Blickes zu gelangen, den wir unter den gewöhnlichen Umständen des täglichen Lebens auf die anderen richten. Diese Offenheit, die bewirkt, dass man die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht, diese Fähigkeit, ihn zu nehmen und zu verstehen wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit, ist eine Art intellektueller Liebe (...).<sup>37</sup>

Spätestens an dieser Stelle wird ein Widerspruch in der vorliegenden Argumentation offensichtlich. Einerseits wird festgestellt, dass Bourdieu zu den Autoren gehört, die empirische Untersuchungen theoretisch reflektieren und damit auch die Theorienbildung selbst maßgeblich vorantreiben. Andererseits bescheinigt Bourdieu der jeweiligen Interviewsituation das Besondere, das Singuläre, etwas, das kaum jemals durch eine standardisierte Methodologie zu erschließen ist. Abstraktionen und Generalisierungen werden hieraus dann nicht möglich. Vielmehr ist, entsprechend diesen Ausführungen, die Qualität der inhaltlichen Erkenntnisse maßgeblich von der Kompetenz der Akteure, insbesondere von der des Interviewers abhängig. Seine Aufgabe ist es jedoch nicht, wie angenommen werden könnte, sein Selbst zur Disposition zu stellen, sondern es (lediglich) vergessen zu machen, um zu einer „wahren Konversion des Blickes zu gelangen“. Somit wird die Interviewsituation zwar als soziale Beziehung charakterisiert, deren Ausgestaltung hochgradig individuellen Einflüssen unterliegt, doch gleichzeitig wird mit diesem Verständnis des Selbst, das in der Befragungssituation nicht zur Disposition steht, eine scheinbar unverrückbare, essentielle soziologische Größe eingeführt, die etwa dem Verständnis von „Erfahrung“ wie Scott es formuliert deutlich widerspricht. Unklar bleibt, ob damit eine Asymmetrie festgeschrieben wird, in der allein der Befragte sich zur Disposition stellt, das Selbst des Interviewers jedoch (weitgehend) unangetastet bleibt und lediglich – quasi zusätzlich – die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht?

Devereux nimmt bei dieser Problematik eine eindeutige Position ein.<sup>38</sup> Er führt aus:

Da die Existenz des Beobachters, seine Beobachtungstätigkeit und seine Ängste (...) Verzerrungen hervorbringen, die sich sowohl technisch als auch logisch unmöglich ausschließen lassen, muß jede taugliche verhaltenswissen-

---

<sup>37</sup> Bourdieu (1997, 788–791).

<sup>38</sup> Devereux (1998).

schaftliche Methodologie diese Störungen als die signifikantesten und charakteristischsten Daten der Verhaltenswissenschaft behandeln (...).<sup>39</sup>

Weiterhin folgert er, „nicht die Untersuchung des Objekts, sondern die des Beobachters eröffnet uns einen Zugang zum Wesen der Beobachtungssituation“.<sup>40</sup> Untersucht werden sollten daher die Störungen, die durch die Existenz und Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden sowie das Verhalten des Beobachters; seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien und seine Entscheidungen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, davon auszugehen, dass in einer „optimalen“ Interviewsituation sich beide – Interviewer und Befragter – zur Disposition stellen und Teile ihres Selbst verändern und neu positionieren. Eingebunden in unterschiedliche diskursive Strukturen findet die „Selbst“-Konstruktion auf beiden Seiten statt und ist als zentraler Bestandteil sozialer Wissensgenerierung zu betrachten – etwas, das auch bei Bourdieu, wie am Eingangszitat deutlich wird, zu beobachten ist.<sup>41</sup>

Stimmt man diesen Einsichten zu, so impliziert dies, dass Befragungen als nicht-alltägliche Situation eine (massive) Intervention in Routinen – wie sie Giddens<sup>42</sup> versteht – darstellen. Konsequenterweise werden dadurch die Selbst-Konstruktion und damit letztlich auch die inhaltlichen Ergebnisse empirischer Untersuchungen beeinflusst. Bereits die entsprechenden Auswirkungen auf die Selbstkonstruktion sind komplex und nur aufwendig zu erfassen. Noch anspruchsvoller und gleichzeitig differenzierter ist die Analyse, wenn davon ausgegangen wird, dass Routinen nicht auf eine feste Identität zu beziehen sind, sondern – wie bereits angesprochen – auf eine, die Brüche aufweist, jedoch gleichzeitig als kohärentes Selbst dargestellt wird, indem eine geschlossene Geschichte des Selbst konstruiert wird.<sup>43</sup> Hall hat dies herausgestellt:

The subject, previously experienced as having a unified and stable identity is becoming fragmented; composed, not of a single, but of several, sometimes contradictory or unresolved identities. (...). The very process of identification, through which we project ourselves into our cultural identities, has become more open-ended, variable and problematic. This produced the post-modern subject, conceptualized as having no fixed, essential or permanent identity. (...) It [identity] is historically, not biologically, defined. The subject assumes

<sup>39</sup> (Ebd., 18).

<sup>40</sup> (Ebd., 20).

<sup>41</sup> In der geschilderten Untersuchungssituation mit ihrer „niederschmetterenden Realität“ befindet er etwa: „(...) ich war dann völlig überwältigt von dem allem (...)“. Bourdieu in Schultheis et al. (2003, 37).

<sup>42</sup> Giddens (1992).

<sup>43</sup> Andrews stellt entsprechend fest: „Human beings are both authors of, and actors in, self-narratives (...). Through our careful selection of what parts of our pasts we conjure up, we sculpt a ‘narrative identity’ (...) for ourselves which lends a congruence to our past, present and future selves“ (2000, 77).

different identities at different times, identities which are not unified around a coherent „self“. (...). If we feel we have a unified identity from birth to death, it is only because we construct a comforting story or „narrative of the self“ about ourselves.<sup>44</sup>

Die Interviewsituation ist somit also nicht der originäre Ausgangspunkt der sozialen Wissensproduktion, sondern besser als Ort und Zeitpunkt zu verstehen, an dem unterschiedliche persönliche Geschichten – mit ihrer jeweils eigenen diskursiven Vergangenheit – zusammentreffen und Bedeutungen für die in Frage stehenden Inhalte und das persönliche Selbst-Verständnis neu ausgehandelt werden. Die Geschichten der Interviewer und Interviewten – jeweils eingebunden in „the narrative of the self“ – greifen dabei auf persönliche Erinnerungen zurück, transportieren diese in Interviewsituation selektiv und fragmentarisch nach außen und schreiben das Selbst im Zuge der Befragung in der Zeit fort.

### Fazit

Welche Daten wurden wann, wie und durch wen erhoben, wie wurden in den konkreten Erhebungssituationen die sozialen Beziehungen ausgestaltet, welche Interessen waren dabei im Spiel, wie wurde Sinn vermittelt, welche Ängste erzeugt und welche Erinnerungsprozesse mobilisiert? Welche Geschichten verbergen sich also hinter den Worten und Zahlen, die (vermeintlich) über Nomaden Auskunft geben?

Am Spektrum dieser Fragen ist exemplarisch zu ermesen, welchen immensen Anforderungen eine *Wissensdekonstruktion* – im Sinne einer Offenlegung der Methoden – unterliegt. Betroffen ist jedoch nicht allein die empirische Sozialforschung, sondern das komplette Spektrum der Sozialwissenschaft. Unabdingbar sind Informationen, die aus dem Einsatz jedweder Methode entstehen, diskursiv konstruiert, mit persönlichen Erfahrungen und abstrakten Theorien verzahnt, und sie gehen letztlich auch auf Prozesse der Erinnerung und der Selbstkonstruktion zurück.

Vor dem möglichen Eindruck, dass mit fortschreitender Differenzierung bei der Betrachtung sozialer Wissensproduktion einem wissenschaftlichen Relativismus im Sinne von Giddens das Wort geredet wird, der feststellt: „in science nothing is certain, and nothing can be proved“,<sup>45</sup> ist jedoch entgegenzustellen, dass – entsprechend dem vorliegenden Verständnis – der Autorschaft der Wissenspro-

<sup>44</sup> Hall (1992, 277).

<sup>45</sup> Giddens (1990, 39). Die vollständige Textstelle, auf die hier Bezug genommen wird, lautet: „In science, nothing is certain, and nothing can be proved, even if scientific endeavour provides us with the most dependable information about the world to which we can aspire. In the heart of the world of hard science, modernity floats free“ (Ebd. 39).

duktion eine herausragende Bedeutung zukommt. Giddens Ausführungen wird an dieser Stelle die These gegenübergestellt, dass Texte, in denen neben den repräsentierten Inhalten auch Informationen darüber vorliegen, wer aus welcher Position über diese Inhalte mit welchen impliziten und expliziten Annahmen Aussagen trifft, die Inhalte als „gültig“ (*proved*) beurteilt werden können, vorausgesetzt die Entstehungsgeschichte der Informationen wird transparent gemacht. Entsprechendes führt McDowell über Haraways Konzept des „embodied local knowledge“ aus:<sup>46</sup>

Haraway argue[s] that embodied local knowledge should be seen as objective [accountable] – objective in a distinct and limited sense, that is different from the disembodied rational objectivity of enlightenment science. This knowledge is objective precisely because it is partial. It is a view from somewhere [situated knowledge], rather than nowhere, a claim on people’s lives, rather than the relativism of postmodernism.

Mit diesem Wissenschaftsverständnis wird eine erweiterte Verantwortung der Autorschaft eingefordert; eine, die das Recht der Akteure auf die Geschichten ihres eigenen Selbst als Referenz der Wissenskonstruktion anerkennt. Auch der Einsatz von Methoden zur sinnvollen Repräsentation nomadischer Praxis ist hieran zu messen.

### Literatur

- Andrews, M. [et al.] (eds.): *Lines of Narrative. Psychosocial Perspectives*. London 2000.
- Asad, T.: „Ethnographic Representation, Statistics and Modern Power“, in: *Social Research* 61, 1 (1994), 55–88.
- Ashcroft, B./G. Griffiths/H. Tiffin (eds.): *The Post-Colonial Studies Reader*. London 1995.
- Beck, U./A. Giddens/S. Lash: *Reflexive Modernization. Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*. Stanford 1994.
- Berger, P. L./T. Luckmann: *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York 1967.
- Bourdieu, P.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M. [1980] 1993.
- Bourdieu, P. [et al.]: *Das Elend der Welt* [Paris 1993], Konstanz 1997.
- Collins, Harry: „One More Round with Relativism“, in: Labinger, J. A./Collins, H. M. (eds.): *The One Culture? A Conversation about Science*. Chicago 2001, 184–195.

<sup>46</sup> McDowell (1993, 312, Einfügungen durch J. G.).

- DeCerteau, M.: *Kunst des Handels. [L'invention du quotidien. Arts de faire.* Paris 1980] Berlin 1988.
- Devereux, G.: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.* [Paris 1967]. Frankfurt/M. 1998.
- Fischer, H. (Hg.): *Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden.* Berlin 1985.
- Foucault, M.: *Die Ordnung des Diskurses.* Frankfurt/M. [1972] 1991.
- Giddens, A.: *The Consequences of Modernity.* Stanford 1990.
- *Id.: Die Konstitution der Gesellschaft.* Frankfurt/M. [1984] 1992.
- Goffman, E.: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen.* Frankfurt/M. [1974] 1996.
- Hand, D. J.: „Statistics and the Theory of Measurement“, in: *Journal of the Royal Statistical Society* 159, 3 (1996), 445–492.
- Hall, S.: „The Question of Cultural Identity“, in: S. Hall [et al.] (eds.): *Modernity and its Futures.* London 1992, 273–326.
- Holstein, J./J. Gubrium: *The Self We Live By. Narrative Identity in a Post-modern World.* Oxford 2000.
- INP (Institute of National Planning): *Egypt. Human Development Report 1996.* Cairo 1996.
- Kuhn, Th. S.: *Die Struktur der wissenschaftlichen Revolution.* Frankfurt/M. [1962] 1995.
- Labinger, J. A./H. M. Collins (eds.): *The One Culture? A Conversation about Science.* Chicago 2001.
- McDowell, L.: „Space, Place and Gender Relations: Part II. Identity, Difference, Feminist Geometries and Geographies“, in: *Progress in Human Geography* 17, 3 (1993), 305–318.
- Oevermann U./T. Allert/E. Konau: „Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“, in: H.-G. Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften.* Stuttgart 1979, 352–434.
- Phillips, L./M. Jorgensen: *Discourse Analysis as Theory and Method.* London 2002.
- Ricouer, P.: „The Model of the Text: Meaningful Action Considered as Text“, in: *Social Research* 38 (1971), 529–562.
- Sayer, A.: *Method in Social Science. A Realist Approach.* London 1992.
- Schönhuth, M./U. Kievelitz: *Partizipative Erhebungs- und Planungsmethoden in der Entwicklungszusammenarbeit. Eine kommentierte Einführung.* (Schriftenreihe der GTZ Nr. 231) Eschborn 1993.

- Schultheis, F.: „Ein Gespräch mit Pierre Bourdieu von Franz Schultheis, Collège de France, Paris, 26. Juni 2001“, in: Schultheis, F./C. Frisinghelli (Hgg.): *Pierre Bourdieu in Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*. Graz 2003.
- Scott, J. W.: „The Evidence of Experience“, in: *Critical Inquiry*, 17 (1991), 773–797.
- Spivak, G.: „Can the Subaltern Speak?“, in: C. Nelson/L. Grossberg (eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. London 1988, 217–313.
- Stellrecht, I.: „Interpretative Ethnologie: Eine Orientierung“, in: Schweizer [et al.] (Hgg.): *Handbuch der Ethnologie*. Berlin 1993, 29–78.
- Weinel, M.: *Wissenschaftssoziologie und HIV in Südafrika*. (Unveröffentlichte Magisterarbeit, Institut für Afrikanistik, Universität Leipzig), Leipzig 2004.
- Willems, H.: „Goffmans qualitative Sozialforschung. Ein Vergleich mit Konversationsanalyse und Strukturaler Hermeneutik“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 25, 6 (1996), 438–455.
- Witzel, A.: *Verfahren der quantitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt/M. 1982.

# Ethnoarchäologie, Analogiebildung und Nomadismusforschung. Eine Einführung mit einer Fallstudie aus Nordostafrika

Claudia Näser

Die wissenschaftliche Erkenntnis unterscheidet sich vom naiven Erlebnis [...] insoweit, als sie ein Wissen um die Bedingungen der Möglichkeit einer angemessenen Betrachtung einschließt.<sup>1</sup>

## *Einleitung*

Paradoxerweise scheint es der zentralen Stellung in gleichem Maße wie der Problematik des Gegenstands geschuldet zu sein, dass sich innerhalb und zwischen den archäologischen Disziplinen, also der Ur- und Frühgeschichte sowie den verschiedenen historischen Archäologien, bisher kein Konsens in der Frage der Ethnoarchäologie entwickelt hat: dies gilt sowohl für die definitorische Fassung dieses Bereiches archäologischen Arbeitens als auch für die Einschätzung seines Stellenwertes im Rahmen der genannten Fächer. Überhaupt ist die methodologische Auseinandersetzung mit diesem Gebiet weitgehend auf die Prähistorik beschränkt geblieben. Nicht zuletzt auf Grund dieser Desiderate scheint es sinnvoll, die Problematik und die Debatte um die Ethnoarchäologie in die übergreifende Methodendiskussion des SFB 586 einzubringen.

Um den folgenden Ausführungen eine operable Begrifflichkeit zu Grunde zu legen, definiere ich Ethnoarchäologie als die explizite Heranziehung ethnographischer und ethnohistorischer<sup>2</sup> Daten zur Interpretation archäologischer Befunde und Funde sowie die Erhebung dieser Daten in ethnographischer Feldarbeit.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Bourdieu (1974, 164). Ich danke Jörg Gertel und Frank Kammerzell für ihre Bereitschaft, sich mit einigen Punkten der folgenden Argumentation und der Vehemenz, mit denen ich sie vertreten habe, auseinanderzusetzen.

<sup>2</sup> Unter Ethnohistorik fasse ich in Verkürzung der von Prem in Hirschberg (1999, 103f.) gegebenen Definition die „Untersuchung ethnologischer Fragestellungen mit Methoden und Quellenmaterial der Geschichtswissenschaften (einschließlich oraler Quellen [...]), aber auch die historische Erforschung von Bevölkerungsgruppen ohne eigene schriftliche Tradition“. Als Beispiel für die Nutzung ethnohistorischer Daten, nämlich der Schilderungen antiker Autoren, in

Wie zuletzt Manfred Eggert<sup>4</sup> in komprimierter Form dargestellt hat, bildeten ethnographische Parallelen seit dem 16. Jahrhundert eine der Grundlagen für die Entwicklung der antiquarischen Imagination und der daraus hervorgegangenen prähistorischen Archäologie. Auch in dieser Disziplin sind sie heute jedoch – um Karl J. Narr nach Eggert<sup>5</sup> zu paraphrasieren – häufig nur noch in Form von „in das allgemeine Bewußtsein abgesunkenen ethnologisch-kulturgeschichtlichen Konstruktionen“ präsent. Als Beispiel dafür sei auf die phaseologische Einteilung von Gesellschaften an Hand von sozioökonomischen Kriterien verwiesen, die, im Kulturevolutionismus des 19. Jahrhunderts aus ethnographischen Vergleichen entwickelt, noch heute die kaum hinterfragte Grundlage für eine der zentralen Klassifizierungen der prähistorischen Forschung, nämlich die Einteilung in Jäger/Sammler und Ackerbauern/Viehzüchter, d. h. die Unterscheidung zwischen aneignender und produzierender Wirtschaftsweise, bildet.

Bereits aus diesem einzigen Beispiel wird sowohl die Reichweite als auch die Bedeutung ethnographischer Vergleiche, d. h. der mit ihnen gebildeten Analogien, für die archäologische Forschung ersichtlich. Sie stehen im Zentrum archäologischen Arbeitens: letztlich sind alle Aussagen über alle Aspekte prähistorischer Realität, mögen sie nun ökonomische Prozesse, die Struktur sozialer Institutionen oder Spezifika der materiellen Kultur betreffen, ebenso wie über diejenigen Bereiche historischer Gesellschaften, die sich aus den historischen Quellen, zu denen neben Text- auch Bildquellen zu zählen sind, nicht direkt erhellen lassen, an heutigen Phänomenen geformt und durch sie konditioniert.<sup>6</sup> Daneben ist zu betonen, dass auch die Deutung historischer Quellen auf dem an der gegenwärtigen Lebenswelt gebildeten Verständnis des Forschers, in das – oft unbewusst und implizit – auch ethnographische Wahrnehmungen einfließen, beruht. Generell ist der Forscher immer prädisponiert durch seine eigenen gesellschaft-

---

der ethnoarchäologischen Interpretation im Rahmen der abschließenden Fallstudie sei auf Hofmann (1969, 1122f.) verwiesen.

<sup>3</sup> Ähnlich bereits Stiles (1977, 87f.): „The subdiscipline [Ethnoarchäologie; d. A.] is defined broadly as encompassing all the theoretical and methodological aspects of comparing ethnographic and archaeological data, including the use of the ethnographic analogy and archaeological ethnography.“ Andere Definitionen, wie die von Hodder (1982, 28), Bernbeck (1997, 104) und Eggert (2001, 339), beschränken Ethnoarchäologie auf die an archäologischen Fragestellungen ausgerichtete ethnographische Feldarbeit, Stiles' *archaeological ethnography*. Deren spezielles Untersuchungsziel, das sie von herkömmlichen ethnographischen Studien unterscheidet, ist – in der Formulierung von Eggert (2001, 339) – die „Verknüpfung der materiellen Güter mit den ‘immateriellen’ Sphären der Lebenswirklichkeit der untersuchten Gemeinschaft“ und die „systematische Beobachtung und Analyse von befundbildenden Prozessen und Handlungen *in vivo*“.

<sup>4</sup> (2001, 308–314).

<sup>5</sup> (2001, 314).

<sup>6</sup> Ähnlich, auch im Hinblick auf die epistemologischen Konsequenzen Eggert (2001, 325): „Der Stellenwert von Analogien in der Archäologie läßt sich dahingehend präzisieren, daß archäologisches Interpretieren und analogisches Deuten letztendlich synonym sind.“ Oder Angeli (1997, 21): „[Archäologische; d. A.] Interpretation beruht auf Wahrscheinlichkeitsbeweisen nach Analogie.“ Und Hodder (1982, 9): „All archaeology is based on analogy.“

lichen Erfahrungen, die, wenn man sie auf einer abstrakten Ebene in den Rang ethnographischer Parallelen heben will, letztendlich den größten Einfluss auf seine wissenschaftlichen Interpretationen haben.

Vor diesem Hintergrund ist es um so erstaunlicher und gleichzeitig kennzeichnend für den Grad theoretischer (Selbst)bewußtheit vor allem der historischen und regionalen Archäologien, dass eben dieser Sachverhalt, d. h. die Bedeutung von Analogien als zentrales Paradigma archäologischen Arbeitens und von ethnoarchäologischer Analogiebildung als spezielles, methodisches Verfahren im Rahmen dieses Paradigmas, kaum reflektiert wird, dass vielmehr die meisten ihrer Fachvertreter eine schlicht ignorierende oder sogar ablehnende Haltung gegenüber analogischer Deutung einnehmen. Manfred Eggert führt diese Einstellung auf ein in das 19. Jahrhundert zurückreichendes historistisches Verständnis in der deutschsprachigen Archäologie zurück, das sie – im Gegensatz etwa zur anglophonen Forschung – noch immer in der „Selbsttäuschung eines nur-archäologischen Positivismus“ gefangen hält: konträr zu dem Postulat der Analogievermeidung bestehe archäologische Interpretation *in praxi* aber „in aller Regel aus einer Mischung von stillschweigenden Voraussetzungen, mannigfachen unbewussten Projektionen, meist impliziten Analogien sowie handfesten Stereotypen und Vorurteilen, die den materiellen Hinterlassenschaften in einer gewöhnlich recht impressionistischen Weise übergestülpt werden.“<sup>7</sup>

Dieser Klagemauer akademischer Ignoranz stellt Eggert neben einer allerdings nur in Ansätzen formulierten Theorie des Analogischen Deutens eine konzentrierte Auseinandersetzung mit der vor allem im anglophonen Raum entwickelten und reflektierten ethnoarchäologischen Methodik entgegen. Sein besonderes und durchweg kritisches Augenmerk gilt dabei der ethnoarchäologischen Feldforschung, speziell den Arbeiten Ian Hodders<sup>8</sup> im Baringo-Gebiet/Kenia und den Nuba-Bergen/Sudan, die in den achtziger Jahren die mit dem Stichwort *Postprocessual Archaeology* verbundene gravierende Wende im Diskurs über archäologische Methoden und Theorien im anglophonen Raum einleiteten.<sup>9</sup>

Ich möchte den Strang der ethnoarchäologischen Feldarbeit an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, sondern mich dem zweiten, weitaus häufiger praktizierten Aspekt der Ethnoarchäologie zuwenden: dem Einsatz ethnographischer und ethnohistorischer Daten in der archäologischen Interpretation. Einer Darstellung seiner Anwendungsbereiche seien zunächst die zwei zentralen Problempunkte oder Kernfragen vorangestellt, die vor dem phänomenologischen Hintergrund letzten Endes zu behandeln sein werden:

1. Die Frage nach der grundsätzlichen Bewertung von Analogieschlüssen, die die Basis (ethno)archäologischen Arbeitens bilden, da, wie bereits ange-

<sup>7</sup> Eggert (2001, 325, 328).

<sup>8</sup> (1982a).

<sup>9</sup> Eggert (2001, 308–352, spez. 338–350). Zur Bedeutung Hodders in der archäologischen Theorie-Debatte vgl. Kerig (1998).

sprochen, in letzter Konsequenz jede archäologische Aussage eine Analogiebildung ist;

2. Die sich daran anschließende Frage nach Validitätskriterien für derartige Analogieschlüsse.

### *Eine Klassifizierung ethnoarchäologischer Analogien*

Ethnographische Parallelen werden implizit und explizit in den verschiedensten Bereichen archäologischer Interpretation eingesetzt. Die üblichen Anwendungsgebiete können an Hand der Komplexität der analogischen Argumentation und an Hand inhaltlicher Kriterien in mehrere Gruppen gegliedert werden. Die folgende Klassifizierung dient zunächst der übersichtlichen Darstellung des Spektrums praktizierter und potentieller Anwendungsmöglichkeiten; sie beansprucht weder Vollständigkeit noch Ausschließlichkeit.

#### 1. Formvergleiche

Relativ häufig finden sich Verweise auf ethnographische Parallelen für formale Eigenschaften von Objekten in dem Sinne: „Ähnliche Objekte sind heute noch bei den NN in Gebrauch.“ Bei diesen Vergleichen handelt es sich nicht um Analogien im eigentlichen Sinn, sondern um „Gleichförmigkeiten“, im Folgenden als Homologien bezeichnet: Objekt A und Objekt B sind gleich in Bezug auf einige oder alle ihrer formalen Merkmale (Abb. 1.).<sup>10</sup> Derartige Homologien sind üblicherweise die Basis für ethnoarchäologische Analogien.

Als Beispiel aus dem nordostafrikanischen Raum sei ein Typ von Oberarmreifen mit einer distinkten doppelt V-förmigen Biegung genannt. Zwei Exemplare aus Elfenbein wurden in einem Grab der unternubischen A-Gruppe, das vermutlich in das frühe 3. Jt. v. Chr. datiert, an einem Skelett *in situ* gefunden.<sup>11</sup> In den Totentempeln der ägyptischen Pharaonen der 5. Dynastie aus dem mittleren 3. Jt. v. Chr. sind „südländische“ Gefangene mit solchen Armreifen dargestellt.<sup>12</sup> Sie wurden von Henri Frankfort mit Exemplaren ähnlicher Form aus Elfenbein und

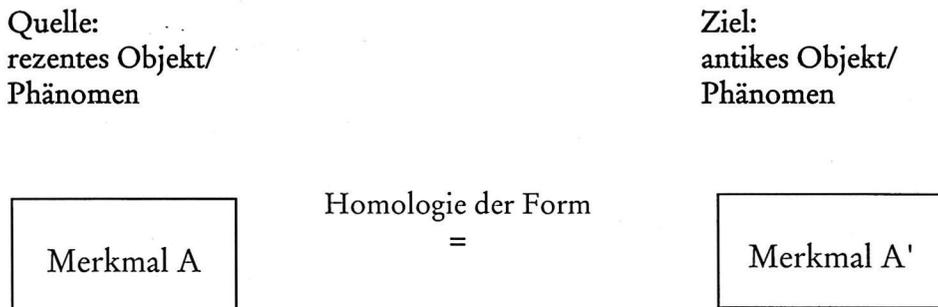
<sup>10</sup> In dieser Verwendung löse ich den Begriff der Homologie von einem in naturwissenschaftlichen Disziplinen oft mit ihm verbundenen Aspekt, dem der Entsprechung der Objekte A und B hinsichtlich ihrer Entwicklungsgeschichte. Für diese konventionelle Nutzung vgl. eine von Leonard (2001, 84) im Rahmen der Evolutionären Archäologie gegebene Definition des Begriffspaares Homologie: Analogie: „Homologous similarity is the product of historical relatedness. Analogous similarity is the product of similar responses to similar conditions, or evolutionary convergence.“

<sup>11</sup> Reisner (1910, 50f., Abb. 36, Taf. 66.b.19). Für eine weitere Abbildung eines Exemplars vgl. Borchardt (1913, Abb. 2). Zur Datierung des Grabes s. O'Connor (1993, 27).

<sup>12</sup> Borchardt (1907, 47, Bl. 9–11; 1913, 20, Bl. 5, 8). Für diese und weitere Belege s. auch Fischer (1963, 36f.).

Holz, die bei den kenianischen Massai zumindest im frühen 20. Jahrhundert noch in Gebrauch waren, verglichen.<sup>13</sup>

Abb. 1. *Schematische Darstellung der Stufen ethnoarchäologischer Interpretation: Homologie*



## 2. Die funktionale Identifizierung von Objekten und Befunden

Aufbauend vor allem auf der Homologie der Form, jedoch, wie das eben beschriebene Beispiel zeigt, auch auf dem Fundkontext des archäologischen Objekts, bilden funktionale, d. h. die Funktion und den Nutzungskontext betreffende Deutungen von Objekten und Befunden die grundlegende und älteste Form ethnoarchäologischer Vergleiche.<sup>14</sup> Da die einer funktionalen Ansprache zu Grunde liegenden Analogieschlüsse oft unbewusst gezogen werden, erscheint diese Ebene der Interpretation in vielen Fällen banal und wird nicht als solche wahrgenommen: dies gilt etwa für die Deutung eines Objektes als Gefäß oder eines bestimmten Befundes als Grab.

Dass auch solche Identifizierungen auf Analogien beruhen, wird deutlich, wenn das fragliche Objekt oder der Befund nicht zum Repertoire der eigenen oder einer gut bekannten Kultur gehören. Als Beispiel sei ein Objekt angeführt, das in einer intakten ägyptischen Bestattung des 14. Jh.s v. Chr. gefunden wurde. Der Ausgräber deutete es zunächst als Lockenstab.<sup>15</sup> Es handelt sich aber – nach einer ethnographischen Parallele aus Äthiopien zu urteilen – um einen Stoß-

<sup>13</sup> Frankfort (1932, 445–447, Taf. 71.a–c).

<sup>14</sup> Vgl. dazu Eggert (2001, 309–314).

<sup>15</sup> Schiaparelli (1927, 106–108, Abb. 80). Für die Fundsituation s. Näser (2002, 111).

schlüssel.<sup>16</sup> In diesem Fall wird die Korrektheit des Analogieschlusses dadurch untermauert, dass aus dem antiken Kontext auch Türen mit einem Schließmechanismus, der durch einen solchen Stoßschlüssel zu bedienen war, erhalten sind.<sup>17</sup>

### 3. Vergleiche von technologischen Verfahren

Neben den Simulationen der experimentellen Archäologie ist die Ethnoarchäologie die zweite wichtige Quelle für die Rekonstruktion (prä)historischer Technologien. Ethnographische Parallelen werden dabei vor allem für Verfahren, die, wie die Herstellung von Stein- und Knochenwerkzeugen, in der heutigen westlichen Zivilisation nicht mehr praktiziert werden, herangezogen. Aber auch in Bereichen wie der Keramik- und Nahrungsmittelproduktion, für die man tiefgreifende technologische Veränderungen vermuten kann, werden ethnoarchäologische Parallelen genutzt.

Dazu sei ein von Randi Haaland<sup>18</sup> in ihrer Untersuchung zum Khartoum-Neolithikum vorgestelltes Beispiel angeführt: bei den westsudanesischen Fur werden die Mahlsteine, mit denen die Frauen und Mädchen der Gemeinschaft Getreide mahlen, von ihnen selbst produziert. Jede Frau frequentiert ihren eigenen Steinbruch und stellt etwa zehn untere oder fünfzehn bis zwanzig obere Mahlsteine an einem Tag her. In jedem Haushalt sind zwei oder drei Garnituren von Mahlsteinen gleichzeitig im Gebrauch; sie sind nach etwa drei Jahren abgenutzt. Diese Beobachtungen liefern der Archäologin Anhaltspunkte für die Rekonstruktion quantitativer Aspekte der Produktion und Nutzung von Mahlsteinen im prähistorischen Kontext. Es ist jedoch zu beachten, dass es sich bei dem erhobenen Datensatz nur um einen von zahlreichen Möglichen handelt: in anderen Gesellschaften oder selbst bei anderen, von Haaland nicht untersuchten Gruppen der Fur mag die Herstellung von Mahlsteinen in einem anderen Tempo erfolgen, ebenso ist ihr Verschleiß von verschiedenen in der Studie nicht berücksichtigten Faktoren abhängig. Nicht zuletzt aus diesen Gründen ist Haalands weiterer Umgang mit den Daten, die sie nutzt, um aus der Menge der in einer Grabung gefundenen Mahlsteine die Anzahl der Haushalte in der freigelegten neolithischen Siedlung hochzurechnen, problematisch.

### 4. Die Entstehung archäologischer Deposite

Ein spezieller, oft mit ethnoarchäologischer Feldarbeit verbundener Bereich ist die Analyse von so genannten *site formation processes*, d. h. von menschlichen Aktivitäten und natürlichen Vorgängen, die zur Entstehung archäologischer Deposite führen. Sie stand vor allem in den siebziger und achtziger Jahren auf der

<sup>16</sup> S. Krencker / Schäfer (1906). Vgl. auch Schiaparelli (1927, 106–108, Abb. 81–87), Behrens in LÄ V, 256–257 (Riegel) und Kuhlmann in LÄ V, 658–659 (Schloß) für den zugehörigen Schließmechanismus.

<sup>17</sup> Näser (2002, 90, 150).

<sup>18</sup> (1987, 80–83).

Agenda der *New Archaeology*, deren Vertreter ein diesbezügliches Desiderat in den konventionellen ethnographischen und experimentalarchäologischen Studien feststellten. Ihre typischen Beobachtungsfelder waren temporäre Siedlungen, Camps, Werkplätze und Müllhalden, die oft mehrmals, d. h. während, unmittelbar und längere Zeit nach ihrer Nutzung untersucht wurden.

Else Johansen Kleppe<sup>19</sup> hat während ihrer Arbeiten in der Region um Malakal am Weißen Nil/Sudan in Siedlungen der rezenten Shilluk Details des Hausbaus beobachtet. Sie stellte fest, dass der dafür benötigte Lehm direkt im Dorf gewonnen und das Bauholz aus verlassenen Hütten wiederverwendet wird. Die Auswirkungen auf den potentiellen archäologischen Befund beschreibt sie folgendermaßen: der Lehmbau führt zu wiederholten Störungen und Umlagerungen der Deposite im Dorfbereich; von aufgegebenen Hütten bleiben auf Grund der sekundären Nutzung der Holzteile lediglich der Fundamentgraben, die Pfostenlöcher, der Estrich sowie einige Wandfragmente aus Lehm erhalten. Timothy Kendall<sup>20</sup> hat den dergestalt antizipierten Befund mit Relikten von Hausarchitektur des 2. und 1. Jt. v. Chr. in Kerma, Meroe und Gebel Moya/Sudan verglichen.

#### 5. Objektbezogene Bedeutungsvergleiche

Eine erste „Stufe“ in der Rekonstruktion nichtmaterieller kultureller Phänomene bildet die Konsultation ethnoarchäologischer Parallelen zur Interpretation der Bedeutung – im hermeneutischen, nicht strikt funktionalen Sinn – einzelner Objekte. Die genuine Domäne derartiger Analogien sind die Bereiche der – im weitesten Sinn – künstlerischen Produktion und Religion.

So vergleicht Timothy Kendall<sup>21</sup> die Kiesel auf den Grabhügeln der sudanesischen Kerma-Kultur des 3. und 2. Jt. v. Chr. und der postmeroitischen Kulturen des 1. Jt. n. Chr. mit den weißen Steinchen, die rezente südsudanesische Stämme als Verkörperung ihrer Ahnengeister ansehen und auf den Gräbern von Regenmachern und Stammesführern deponieren.

#### 6. Vergleiche soziokultureller Praktiken und ihrer Konditionierung

Nur graduell von der letzten Kategorie unterschieden ist die Heranziehung ethnoarchäologischer Parallelen zur Interpretation komplexerer archäologischer Befunde im Hinblick auf die ihnen zu Grunde liegenden soziokulturellen Praktiken und Bedeutungen.

Ein klassisches Beispiel dafür ist die Zusammenschau archäologisch und ethnographisch dokumentierter Bestattungssitten. Jenseits formaler Vergleiche der Praktiken und der daraus resultierenden materiellen Befunde zielen die Analogien

---

<sup>19</sup> (1982, 66f.).

<sup>20</sup> (1988, 639).

<sup>21</sup> (1988, 664–666).

in diesem Bereich vor allem auf die konzeptionellen Hintergründe, d. h. auf die Konditionierung der Praktiken durch bestimmte soziokulturelle Strukturen oder Dispositionen – auf ideelle Aspekte also, die auf den (prä)historischen Befund übertragen werden. So hat der Ausgräber der monumentalen Grabhügel der Kerma-Kultur, George A. Reisner, in seiner Erstpublikation<sup>22</sup> die mitunter mehrere hundert Individuen umfassenden Nebenbestattungen in diesen Anlagen mit dem indischen Brauch des Witwenopfers verglichen und aus diesem Kontext auch ihre Bezeichnung als *sati-burial* übernommen. Timothy Kendall<sup>23</sup> führt als näherliegende Parallelen die aus ethnohistorischen Quellen bekannten Königsbestattungen des 19. Jahrhunderts in Uganda und Unyoro an. Er schließt, „that they must all reflect certain broad pan-African concepts handed down from the hoary past“, und projiziert damit implizit den gesamten Komplex der Bedeutungen der jüngeren Belege auf die archäologisch überlieferten, formal ähnlichen Praktiken.

### 7. Vergleiche sozialer, politischer und ökonomischer Strukturen

Zu der komplexesten Kategorie ethnoarchäologischer Analogieschlüsse gehören die eingangs erwähnten kulturgeschichtlichen Konstruktionen, die häufig als Grundaussagen archäologischer Interpretation verstanden werden: soziopolitische und -ökonomische Klassifizierungen, d. h. die Definition (prä)historischer Kulturen in ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verfasstheit. Neben diesen grundsätzlichen Typologisierungen werden aus der Zusammenschau archäologischer Befunde auch mannigfaltige Details zu Wirtschaftsweisen, Formen der Arbeitsteilung, ökonomischen Spezialisierungen sowie verschiedenen Aspekten der sozialen Organisation abgeleitet. Alle diese Aussagen basieren letzten Endes auf ethnographischen Parallelen.

In diesem Zusammenhang kann etwa auf zwei Arbeiten von David Edwards<sup>24</sup> und László Török<sup>25</sup> verwiesen werden, die die meroitische Gesellschaft, die im 1. Jt. v. und n. Chr. im mittleren Niltal ansässig war, als segmentären Staat, so Edwards, beziehungsweise Wanderkönigtum, so Török, charakterisieren. Beide Gesellschaftsmodelle sind der ethnographischen und ethnohistorischen Forschung entnommen.

---

<sup>22</sup> (1923, 69).

<sup>23</sup> (1988, 634f.).

<sup>24</sup> (1996).

<sup>25</sup> (1992).

*Die Validitätsfrage: zur Gültigkeit ethnoarchäologischer Analogieschlüsse*

Die vorgestellte Kategorisierung versteht sich in erster Linie als ein Querschnitt durch das Spektrum ethnoarchäologischer Anwendungsbereiche. Sie kann sicherlich in einigen Aspekten erweitert und durch zahlreiche weitere Beispiele illustriert werden.<sup>26</sup> Sie folgt jedoch auch einem Ordnungsprinzip, das meines Erachtens die Grundlage für die Beantwortung der eingangs gestellten Fragen nach der generellen Bewertung von analogischem Deuten in der archäologischen Interpretation und nach Validitätskriterien für ethnoarchäologische Analogien bildet.

Vergleiche von Objekten aus archäologischen und rezenten Kontexten können zunächst auf beidseitig bekannte physische, d. h. formale Eigenschaften beschränkt sein (Abb. 1.): solche Übereinstimmungen bezeichne ich – in Abgrenzung zur Analogie – als Homologie. Analogien (Abb. 2.) sind von Homologien dadurch unterschieden, dass in ihnen auf Grund der Gleichartigkeit von bekannten Aspekten auf die Gleichartigkeit in unbekanntem Aspekten geschlossen wird. Analogieschlüsse sind immer relational, in dem Sinn, dass in ihnen ein Merkmalspaar mit einem oder mehreren anderen ins Verhältnis gesetzt wird. Wie die Schemata veranschaulichen (Abb. 2.), werden bei der Verwendung ethnoarchäologischer Parallelen auf der Grundlage von Homologien zwischen Objekten oder Befunden, also physischen Eigenschaften materieller Kultur, Analogien gebildet, die auf Merkmalspaare abzielen, in denen jeweils ein Element nicht nur unbekannt ist, sondern auch niemals durch archäologische Forschung unmittelbar erschlossen werden kann, da es nicht dem Bereich materieller Kultur angehört.

Ethnoarchäologische Analogien sind daher immer argumentativ: es besteht keine Möglichkeit, die Homologie des zweiten Merkmalspaares objektiv zu bestätigen. Darin liegt letzten Endes das zentrale Problem jeglicher Form archäologischer analogischer Deutung, sofern sie sich nicht auf die Feststellung formaler Übereinstimmungen beschränkt.

Der alleinige Maßstab für die Validität von Interpretationen, die auf Analogien beruhen, und damit auch für ethnoarchäologische Vergleiche jenseits formaler Homologien, ist der Grad ihrer Plausibilität.<sup>27</sup> Zwei Kriterien scheinen mir dabei von besonderer Bedeutung:

1. Die Ähnlichkeit der Elemente A und A' (Abb. 2.), also der bekannten Merkmale von Quelle und Ziel der Analogie; je stärker die formale Übereinstimmung zwischen ihnen, umso plausibler ist der auf ihnen beruhende Analogieschluss.

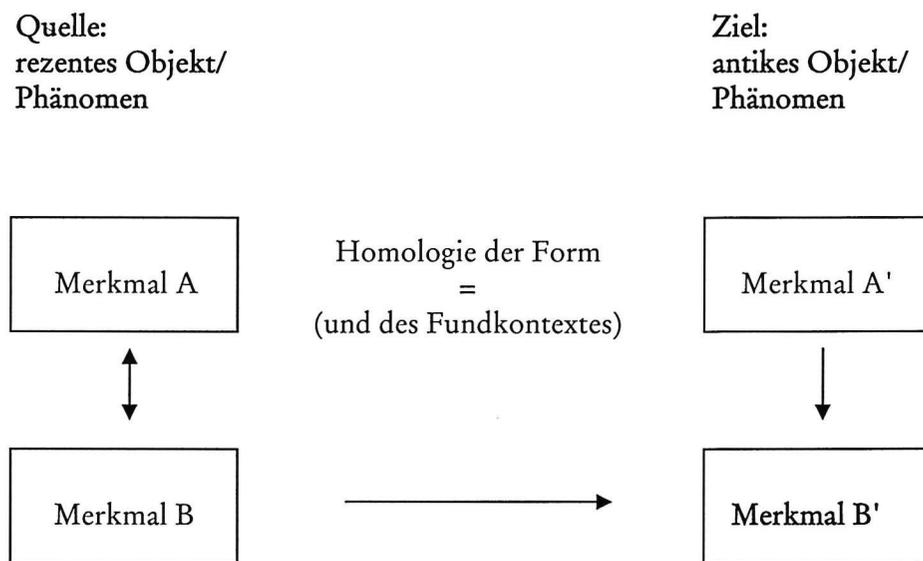
<sup>26</sup> Für eine umfangreiche Bibliographie ethnoarchäologischer Studien s. <http://www.ucalgary.ca/~ndavid/Homepage/#Eabib> (25.01.2005).

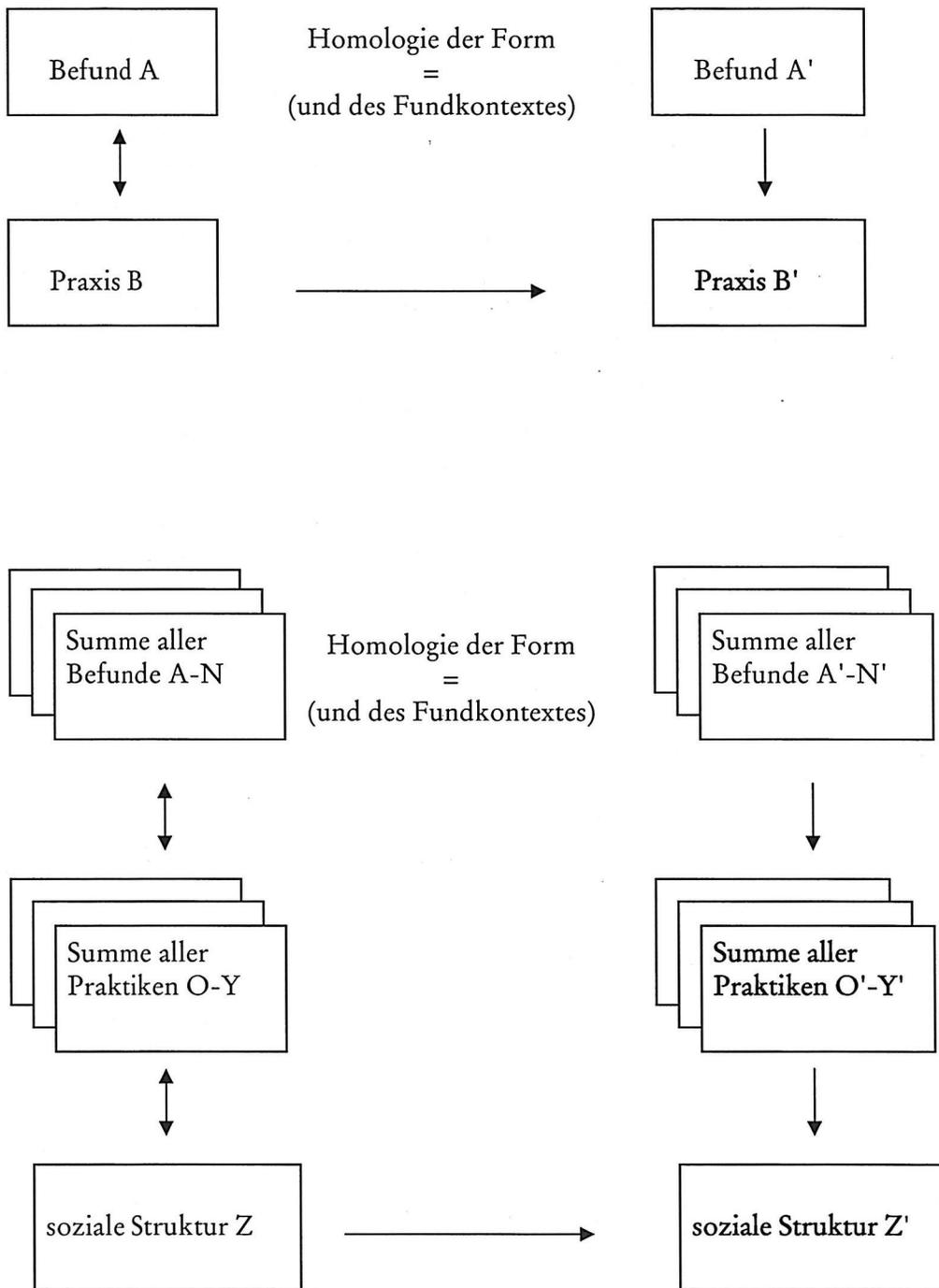
<sup>27</sup> Dito bereits Hodder (1982, 9, 20–23, 27): „the nearest the archaeologist can get to a rigorous method is the careful use of a relational analogy.“ Vgl. auch die von Wylie (1985, 96–100) entworfene Skala „of strength in analogical argument“ und Eggerts (2001, 324f.) kritische Auseinandersetzung mit diesem Ansatz.

2. Die „Determiniertheit“ des Konnexes der Elemente A, B bis Z, d. h. der jeweils auf Quellen- und Zielseite der Analogie miteinander verknüpften Merkmale (Abb. 2.); während beispielsweise der Zusammenhang zwischen der Form eines Objektes und den technologischen Aspekten seiner Herstellung relativ eng ist, bleibt der Konnex zwischen komplexen Befunden der materiellen Kultur und verschiedenen soziokulturellen Phänomenen wesentlich weniger determiniert.

Die Suche nach Validitätskriterien für archäologische Analogieschlüsse muss sich daher auf zwei Schwerpunkte konzentrieren, nämlich: auf das Verhältnis zwischen den bekannten Elementen A und A', d. h. die Kriterien der Homologie und den Konnex zwischen dem Element A und den anderen bekannten Elementen auf der Quellenseite, deren analogische Rekonstruktion auf der Zielseite Gegenstand der Interpretation ist.

Abb. 2. *Schematische Darstellung der Stufen ethnoarchäologischer Interpretation: Analogien (normal gesetzt sind die bekannten, fett die in der Analogie erschlossenen Aspekte)*





Zum ersten Punkt ist zunächst festzuhalten, dass eine komplette Homologie, d. h. eine vollständige Übereinstimmung zwischen dem rezenten und dem (prä-)historischen Objekt oder Befund für den Normalfall auszuschließen ist. Die Bewertung des Grades der Übereinstimmung zwischen den bekannten Elementen A und A' auf der Quellen- und der Zielseite der Analogie bleibt stets subjektiv, auch wenn darüber ein weitgehender Konsens erreicht werden kann.

Der zweite Punkt wurde wiederholt unter den Stichworten formale und relationale Analogie, deren Einführung in die archäologische Debatte auf Alison Wylie<sup>28</sup> und Ian Hodder<sup>29</sup> zurückgeht, behandelt. Formale Analogien sind solche, in denen die Art der Beziehung zwischen den Elementen A, B bis Z unbeachtet bleibt. Eine auf dieser Basis entwickelte Analogie kann zufällig oder scheinbar sein, da offen bleibt, ob aus der Gleichheit des Merkmalspaars A und A' tatsächlich auf die Übereinstimmung von B und B' geschlossen werden kann. In den von Wylie und Hodder angemahnten relationalen Analogien versucht der Forscher dagegen, den Konnex zwischen den Elementen A, B bis Z zu bestimmen. Wird sichergestellt, dass zwischen ihnen eine kausale oder zumindest relevante Beziehung – nach Bernbeck:<sup>30</sup> ein beobachtbarer Begründungszusammenhang – existiert, kann man davon ausgehen, dass diese Verbindung auch auf der Zielseite zwischen A', B' bis Z' besteht, die geschlossene Analogie also tatsächlich und sinnvoll ist. Darüber hinaus betont Hodder: „If we know why a correlation occurs, we can determine which variables are relevant in fitting an analogy, and we can decide whether the similarities and differences observed between past and present will affect the validity of the analogical reasoning.“<sup>31</sup> Wylie und Hodder verstehen formale und relationale Analogien als Pole eines Kontinuums, wobei „most archaeological uses of analogy have tended to cluster at the more formal end of the scale“.<sup>32</sup>

Ideale relationale Analogien sind solche, in denen der Konnex zwischen den Elementen A und B auf Naturgesetzen beruht. Dazu gehören beispielsweise Depositionsprozesse, die allein durch natürliche Kräfte gestaltet werden (Kategorie 4). Auch einige Aspekte technologischer Verfahren, die in messbaren Merkmalen resultieren, können dieser Gruppe zugerechnet werden (Kategorie 3). Sie basieren auf dem Axiom, dass Naturgesetze, etwa die Wirkung von Wasser auf den Erhaltungszustand organischer Materialien oder die Wirkung von Hitze auf Metalle, universal, d. h. räumlich und zeitlich, unverändert gültig sind.

Allerdings ist kaum eine archäologische Analogie allein auf solche natürlichen Prozesse beschränkt. Da gesellschaftliche Vorgänge nicht in den engen Grenzen von Kausalbeziehungen verlaufen oder vielmehr: da deren Postulat in der Sphäre

<sup>28</sup> (1985, 94–107, spez. 95, 97) mit einem Verweis auf einen 1980 gehaltenen Vortrag zu dem Thema.

<sup>29</sup> (1982, *passim*, spez. 16–27).

<sup>30</sup> (1997, 99).

<sup>31</sup> (1982, 157). Ähnlich Wylie (1985, 96).

<sup>32</sup> Hodder (1982, 16). Vgl. auch Wylie (1985, 96f.).

des Sozialen immer eine Reduktion und Abstraktion ist, die alternative Strategien, Entwicklungen, Vorgeschichten und Wahrnehmungsmuster, d. h. andere Begründungszusammenhänge ausklammert, können für Analogien in diesem Kontext keine fixen Validitätskriterien gebildet werden. Sie beruhen allein auf der subjektiven Plausibilität des zwischen den Elementen A bis Z etablierten Konnexes. Dabei ist Hodder<sup>33</sup> zuzustimmen, dass eine umfassende Kenntnis potentieller Zusammenhänge von sozialen Prozessen und eine sorgfältige Prüfung ihrer Wirkung im konkreten Fall die Voraussetzung für eine plausible analogische Interpretation bildet. Zu Recht favorisiert er daher ein kontextuelles Vorgehen, d. h. die Konstruktion von relationalen Analogien, die möglichst viele sinnvolle Zusammenhänge zwischen den Merkmalen A bis Z einbeziehen.<sup>34</sup> Allerdings haben auch solche Analogien, wie Hodder<sup>35</sup> selbst einräumt, nur kumulativen Wert, da sie im besten Fall die Anzahl der Ähnlichkeiten zwischen Quelle und Ziel erhöhen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass für beide Bewertungskriterien archäologischer Analogieschlüsse, nämlich den Grad der Übereinstimmung zwischen den bekannten Merkmalen A und A' von Quelle und Ziel der Analogie sowie die Determiniertheit des Konnexes zwischen den Elementen A, B bis Z, keine objektiven Validitätskriterien festgesetzt werden können. Mit Ausnahme einiger auf Naturgesetzen basierender Anwendungen bleiben sie der Plausibilität unterworfen: es besteht also keine Möglichkeit, einen Analogieschluss als objektiv wahr oder falsch zu bestätigen. Allerdings kann und sollte der steigenden Komplexität der analysierten Phänomene, wie sie in den oben entworfenen Kategorien

<sup>33</sup> (1982, *passim*, bspw. 97): „Then, in determining whether the similarities allow the analogy to be applied we refer to an understanding of the cultural links between the different aspects of the model. Are the similarities observed relevant to, because linked with, the unknowns which are being interpreted? Also, can the differences be accounted for?“

<sup>34</sup> Als relevant erachtet er dabei Zusammenhänge struktureller Natur; Hodder (1982, *passim*, spez. 64, 139, 159, 193, 216). Für eine praktische Umsetzung seines theoretisch nicht im Detail ausformulierten symbolisch-strukturalen Ansatzes s. Hodder (1982a). Vgl. dazu auch die Kritik von Kerig (1998, 220–225) und van Reybrouck (2000, 42–44, 48). In späteren Veröffentlichungen rückte Hodder von der damals vertretenen Position zunehmend ab. – An demselben Punkt, d. h. der Beschaffenheit relevanter Begründungszusammenhänge, verunklaren auch Wylie (1985, 95–97, 101, 104–107) und Bernbeck (1997, 99, 102–106, Abb. 5.4, 5.6), die beide in positivistisch beeinflusster Manier in der Suche nach Kausalbeziehungen zwischen den einzelnen Elementen der Quellenseite einen partiellen Ausweg aus den epistemologischen Grenzen des analogischen Deutens sehen. Vgl. dagegen Eggert (2001, 324f., 352). Es sei angemerkt, dass auch die von Bernbeck (1997, 101–104) propagierte komplexe Analogie, die unter dem Stichwort *multiple sources* bereits von Wylie (1985, 105–107) angeregt wurde, und deren besondere Qualität nach Bernbeck (1997, 101) darin besteht, „für einzelne Merkmale [...] einer archäologisch belegten Gesellschaft unterschiedliche relationale Analogien zu bilden“, also Quellen aus verschiedenen rezenten Kontexten zu kombinieren, dieses Problem nicht löst. Auch den zweiten Generalvorwurf an archäologische Analogien, dass sie ausschließlich aus der Gegenwart bekannte Phänomene auf die Vergangenheit projizieren, also niemals der Möglichkeit Rechnung tragen, dass die Vergangenheit eventuell „ganz anders war“, können derartige Konstruktionen nicht grundsätzlich entkräften.

<sup>35</sup> (1982, 210).

mit Beispielen vorgeführt wurde, durch eine kontextualisierte, die einzelnen Aspekte auf ihren sinnvollen Zusammenhang und damit ihre Relevanz beleuchtende Argumentation begegnet werden.

In jüngster Zeit zeichnen sich in der Debatte um archäologische Analogien mehrere Entwicklungsstränge ab. Einige Vertreter des postmodernen Diskurses versuchen, das „Monopol der Analogie“ durch die Rekrutierung rhetorischer Figuren, wie Metapher und Metonymie, und alternativer narrativer Techniken zu durchbrechen.<sup>36</sup> Die vorgeschlagenen Substitute sind jedoch nur Pseudolösungen, da auch sie entweder auf Analogien beruhen oder in letzter Konsequenz die wissenschaftliche Analyse zugunsten narrativer Zugänge aufgeben. Andere Forscher mahnen eine verstärkte Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlichen Theorien an, die speziell das Verhältnis von materieller Kultur und nichtmateriellen gesellschaftlichen Phänomenen sowie das Problem der Regelmäßigkeit sozialer Prozesse in den Blick nehmen und damit neue Perspektiven für die Beurteilung der Relevanz archäologischer Analogien öffnen sollen.<sup>37</sup>

Wiederholt diskutiert im Hinblick auf Validitätskriterien ethnoarchäologischer Analogien wurde eine zweite Kategorisierung, die das räumliche und zeitliche Verhältnis von Quelle und Ziel der Analogie betrifft. Unterschieden hat man dabei zwischen der allgemein komparatistischen oder diskontinuierlichen und der direkt-historischen oder kontinuierlichen Analogie.<sup>38</sup> Die allgemein komparatistische nutzt als Quelle beliebige rezente Phänomene, die in keinerlei definiertem Verhältnis zu dem Ziel der Analogie stehen. Sie beruht auf dem – häufig implizit bleibenden – Postulat eines Universalismus nicht nur naturwissenschaftlicher, sondern auch soziokultureller Phänomene. In direkt-historischen Analogien steht die Quelle dagegen in historischer Kontinuität zu der archäologischen Kultur, die das Ziel der Analogie bildet. Diese Form wird von einigen Forschern als besonders plausible oder sogar einzig berechtigte Art der Analogie gewertet.<sup>39</sup>

Von dieser Kategorisierung abgeleitet ist die Forderung nach territorial nahen Analogien, bei denen Quelle und Ziel im selben Untersuchungsgebiet, aber in historisch nicht direkt verwandten Gesellschaften liegen. Gerade für den afrikanischen Raum wird diese Form der Analogie gern bemüht. Allein räumliche Nähe als ein die Validität erhöhendes Kriterium zu betrachten, ist allerdings problematisch, da das dabei zu Grunde gelegte Diktum, dass sich diachrone Kulturen einer Region etwa auf Grund ähnlicher ökologischer Parameter gleichen, keine

<sup>36</sup> So bspw. Holtorf (2000) mit weiteren Verweisen. Vgl. dazu auch van Reybrouck (2000, 44–47).

<sup>37</sup> S. dazu etwa Porr (1999, 8–11) und Gramsch (2000); vgl. auch Eggert (2001, 307, 340f., 352).

<sup>38</sup> Z. B. Stiles (1977, 95). Vgl. auch Wylie (1985, 70–72).

<sup>39</sup> So bspw. Stiles (1977, 95f.). Die direkt-historische Analogie wurde als so genannte *historical method* von amerikanischen Anthropologen in der Analyse der indigenen Kulturen der Neuen Welt, die ein prominentes Arbeitsgebiet der frühen ethnoarchäologischen Forschung darstellten, entwickelt. In diesem Zusammenhang verwendete J. Walter Fewkes im Jahr 1900 auch erstmals den Begriff *ethno-archaeologist*; vgl. Stiles (1977, 89).

universale Gültigkeit besitzt. Hinzu kommt, dass die angenommene Relevanz lokal naher Analogien häufig nicht auf solchen theoretischen Erwägungen, sondern lediglich auf der Perspektive westlicher Forscher beruht, die auf Grund räumlicher und kultureller Entfernung potentielle Unterschiede, etwa zwischen verschiedenen afrikanischen Kulturen, aus dem Blick verlieren oder nivellieren.

Aus diesen Gründen kann direkt-historischen oder lokal nahen Analogien pauschal keine größere Gültigkeit zugesprochen werden. Vielmehr muss die Plausibilität – und das scheint mir gerade im Hinblick auf die im Folgenden diskutierte Archäologie des Nomadismus, die häufig mit solchen räumlich begründeten Analogien arbeitet, von Bedeutung – auch in diesen Fällen dadurch herausgestellt werden, dass nicht nur die Beziehungen zwischen Quelle und Ziel der Analogie, sondern auch der Grad der Merkmalsähnlichkeit und der Begründungszusammenhang der einzelnen Elemente der Analogie zueinander beurteilt werden.

### *Ethnoarchäologie und die Archäologie des Nomadismus*

Archäologische Untersuchungen zum Nomadismus sind enger als vielleicht jeder andere Teilbereich dieser Disziplin mit ethnoarchäologischen Betrachtungen verknüpft, denn – und darauf sei nochmals hingewiesen – Nomadismus ist als sozioökonomisches Phänomen nicht direkt im archäologischen Befund erkennbar. Seine Identifizierung beruht vielmehr auf Kriterien, die in der ethnologischen Forschung als universal oder zumindest regional gültige Charakteristika nomadischer Lebensweise herausgearbeitet wurden, oder präziser gesagt: darauf, im archäologischen Befund Anhaltspunkte für das Vorhandensein dieser Kriterien zu finden.<sup>40</sup> Im Hinblick auf diese Ausgangsbasis ist zu beachten, dass die vielfältigen ethnologischen Nomadismus-Definitionen sich häufig auf der deskriptiven Ebene bewegen, oder von einem Idealtyp des Wanderhirtentums ausgehen, d. h. bis zu einem bestimmten Grad willkürliche Klassifizierungen von sehr unterschiedlicher „Reichweite“ und Kriterienbildung sind.<sup>41</sup>

Einer der zentralen Aspekte in der Beschreibung von Nomadismus ist die räumliche Mobilität, die mehr oder weniger die gesamte Gesellschaft umfasst. Darin unterscheidet Nomadismus sich – nach gängiger Definition – von anderen Formen der Mobilität, die nur einzelne Gruppen einer sozialen Entität betrifft

<sup>40</sup> Als die wichtigsten, über thematisch begrenzte Fallstudien hinausgehenden, wissenschaftstheoretische Aspekte einbeziehenden Untersuchungen aus archäologischer Perspektive seien Cribb (1991) und Sadr (1991) genannt. Für einen Überblick vgl. jetzt auch Guldin (2002). Das grundlegende Problem der letzteren Arbeit liegt in dem Zirkelschluss, mit dem der Autor die Gültigkeit der von ihm formulierten Kriterien für die archäologische Identifizierung von Nomadismus durch Verweise auf ihre Anwendung in anderen archäologischen Studien zu affirmieren sucht.

<sup>41</sup> Vgl. dazu Bollig in Hirschberg (1999, 174f.). Ausführlich zum Diskussionsstand auch hinsichtlich der Konzepte über die Entstehung von Nomadismus Scholz (1995, spez. 23–51).

wie etwa beim Lohnhirtentum oder beim Agropastoralismus. Möglichkeiten der archäologischen Auffindbarkeit dieses Kriteriums wurden vielfach diskutiert. Ausgangspunkt für diesbezügliche Analysen sind zumeist Siedlungsbefunde.

Als relevante Indikatoren auf *intrasite level*, d. h. der analytischen Ebene eines Fundplatzes, gelten vor allem das Fehlen stratigraphischer Tiefe in der Kulturschicht und die Form der Behausungen, rekonstruiert durch Befunde wie Pfostenlöcher, Steinsetzungen oder charakteristische Bodenrillen, die auf vergängliche oder portable Architekturen hinweisen; mitunter wird allein schon die Abwesenheit dauerhafter Architekturen als diesbezügliches Indiz gewertet. Weiterhin angeführt werden Befunde, die als Überreste von Viehhürden oder ähnlichen Installationen gedeutet werden.<sup>42</sup> Die Argumentation zielt in diesen Fällen also auf funktionale Aspekte und die kurze Nutzungsdauer der Siedlungsplätze.

Auf *intersite level* ist vor allem die Verteilung der Siedlungen von Interesse. An Hand spezieller räumlicher Muster versucht man, auf die nomadische Nutzung einer Region zu schließen: typischerweise wird sie durch eine insgesamt geringe Siedlungsdichte, eine weite Streuung der einzelnen Fundplätze und verschiedene Standortkriterien, wie die mitunter relativ große Entfernung von Wasserquellen, beschrieben.<sup>43</sup> Aus der Zusammenschau dieser Aspekte und unter Einbeziehung naturräumlicher und klimatischer Daten wird der Aktionsradius und der Wanderzyklus der Gruppen rekonstruiert.

Ein weiterer Argumentationsstrang betrifft die Wirtschaftsgrundlage nomadischer Gruppen: das aus den Grabungen gewonnene Tierknochenmaterial wird auf die Existenz domestizierter Tiere, verschiedene Aspekte der Herdenzusammensetzung sowie Details zum Herdenmanagement und zum Schlachtverhalten untersucht.

Jedes dieser Kriterien ist, für sich allein genommen, in seiner Aussagekraft problematisch. Es bildet nicht mehr als ein Indiz, dessen Plausibilität jedoch durch Kontextualisierung, d. h. die Zusammenschau mehrerer Merkmale, steigt. Dasselbe gilt in noch stärkerem Maße für eine Reihe anderer Kriterien, die die materielle Kultur von Nomaden betreffen. Als wiederholt angeführte Charakteristika seien besondere Eigenschaften des keramischen Inventars, wie die Lagerung mit Dung, das Fehlen von scheibengedrehter Ware oder von größeren Vorratsgefäßen, genannt.<sup>44</sup> Derartige Beobachtungen besitzen zweifelsohne keine universale Gültigkeit und können daher in einer formalen Anwendung allenfalls als unterstützende Kriterien gewertet werden.<sup>45</sup>

<sup>42</sup> S. dazu Guldin (2002, *passim*, spez. 49f.).

<sup>43</sup> S. dazu Guldin (2002, 41–45).

<sup>44</sup> Vgl. Guldin (2002, 52).

<sup>45</sup> S. dazu Guldin (2002, 58), der zunächst postuliert, dass „die materielle Kultur nomadischer Gesellschaften als eigenständiger Komplex angesprochen“ werden könne, „welchem eigene Gesetze zugrunde liegen“, dann aber einschränkt, dass ihre „unterschiedlichen Ausprägungen einen fließenden Übergang zur materiellen Kultur ackerbaubetriebender Gesellschaften erkennen lassen. Eine strikte Trennung der materiellen Kultur nomadischer sowie ackerbaubetriebender Gesell-

Ein weiteres Kriterium, dessen Bedeutung im Rahmen ethnologischer Nomadismusforschung wiederholt betont,<sup>46</sup> das in praktische archäologische Arbeiten zum Thema aber – soweit ich sehe – bisher nur von Karim Sadr<sup>47</sup> einbezogen wurde, ist die These, dass nomadische Gruppen, um die Defizite ihrer Produktionsweise auszugleichen, immer eines sedentären Gegenübers bedürfen, das durch die Komplexität seiner soziopolitischen Organisation und eine agrarische, auf Überproduktion ausgerichtete Wirtschaftsweise ein Netzwerk für den Tausch von Produkten garantiert. In diesem Sinne ist Nomadismus also eine „symbiotische“ Lebensform.<sup>48</sup>

Dieser Gesichtspunkt bietet, wie in der folgenden Fallstudie gezeigt werden soll, jenseits der bisher aufgeführten Kriterien eine neue, kontextuell orientierte und analytisch relevante Kategorie für die Analyse des Nomadismus auch im archäologischen Bereich.

### *Fallstudie: Nomaden am Nil – zu einer Archäologie der Interaktionen*

Als ursprünglicher Lebensraum der *pan-grave*-Kultur gilt die Wüste östlich des nubischen Niltals. Archäologisch nachgewiesen ist sie in dieser – weitgehend unerforschten – Region bisher nicht. Die bekannten Fundplätze konzentrieren sich vielmehr auf das unternubische und ägyptische Niltal.<sup>49</sup> Siedlungsplätze oder

---

schaften ist in diesem Übergangsbereich nicht erkennbar und auch nicht sinnvoll.“ Vgl. auch Scholz (1995, 30f., Abb. 1), der materielle Kultur zunächst zu den Charakteristika zählt, durch die Nomadismus „physiognomisch fassbar“ wird, zugleich aber feststellt, dass sie „in ihrer unterschiedlichen Vielheit Ausdruck (lokal-)spezifischer Eigenprägnanz“ sei. Ein quantitativ, nicht aber qualitativ differenziertes Spektrum materieller Kulturen nomadischer und sedentärer Gruppen konnte Bradley (1992, 74–127) in ihrer ethnoarchäologischen Studie zu den Kababish und ihren sesshaften Nachbarn in Nordkordofan/Sudan herausarbeiten. In demselben Tenor Cribb (1991, 65, 69, 75–79), speziell auch zur Frage des keramischen Inventars.

<sup>46</sup> So bereits Kroeber (1948, 276–280), Khazanov (1994, XXXIf., 82–84) und jüngst Streck (2002, 1–3) sowie Leder (2002, 11–12).

<sup>47</sup> (1991, *passim*, spez. 1, 8–12, 126–130). Bradley (1992, 211, 214) spricht zwar von einem „system integrating nomadic pastoralism and sedentary cultivation“, problematisiert dieses Modell jedoch nicht. Ähnlich Cribb (1991, 23–27), der Nomadismus unkommentiert an das obere Ende einer Skala der „integration of pastoral and agricultural subsistence modes at progressively higher levels in the sociopolitical and residence hierarchy“ stellt. Für die Thematisierung dieses Aspekts in der vorderasiatischen Altertumskunde s. Scharrer (2002, 292).

<sup>48</sup> Die Einführung des Begriffs der Symbiose in die Sozialwissenschaften geht auf die Chicagoer Schule zurück; s. etwa Park (1939) und Kroeber (1948, 276–280). Die Anwendung, die er in diesem Rahmen fand, wurde später zu Recht als Biologismus kritisiert. In Anführungszeichen gesetzt, steht er hier als Chiffre für die in ihren Ausprägungen verschiedenen – für die nomadische Seite aber unabdingbaren – Verflechtungen der beiden Lebensformgruppen, die neben dem ökonomischen Bereich auch andere Ebenen gesellschaftlicher Praxis erfassen können.

<sup>49</sup> Für Übersichten s. Bietak (1966, 64–70) und Meurer (1996, 83–85); weitere Fundplätze bei Williams (1983, 12, 111–113; 1993, 121–148) und Säve-Söderbergh (1989, *passim*, spez. 15–19).

Camps sind nur selten belegt. An einigen Orten findet sich *pan-grave*-Keramik in ägyptischen Kontexten und in Kontexten der zeitgleich in Unternubien ansässigen C-Gruppe. Die wichtigste Materialbasis für die Analyse der *pan-grave*-Kultur bilden aber ihre 55 derzeit bekannten Gräberfelder, die auf 33 Orte verteilt sind.

Archäologisch definiert und dadurch auch von den im Niltal ansässigen Gruppen differenzierbar sind die *pan-grave* durch ihre distinkte materielle Kultur und ihre Bestattungssitten. Ein wichtiges – und zugleich das namensgebende – Kriterium ist die Form der Gräber: die Bestattungsanlagen sind runde, oft relativ flache Gruben, die Petrie 1901 erstmals als ein Charakteristikum erkannte und als *pan-graves*, Pfannengräber, beschrieb. Die Graboberbauten, soweit vorhanden oder erhalten, sind flache Steinkreise von durchschnittlich zwei bis drei Metern Durchmesser. Ein weiteres Spezifikum der *pan-grave* ist die Deponierung von Tiergehörnen oder Bukranien um den Steinkreis oder die oberbaulose Grabgrube. Ein drittes Identifizierungsmerkmal ist ihre Keramik, auf den Friedhöfen die häufigste Beigabe. In den Grabinventaren vergesellschaftete ägyptische Gefäße bilden die Grundlage für die Datierung der *pan-grave*-Friedhöfe in das späte Mittlere Reich und die Zweite Zwischenzeit nach ägyptischer Chronologie, d. h. in den Zeitraum von etwa 1800 bis 1550 v. Chr.

Das unvermittelte, massive Auftreten der *pan-grave* am Nil führte bereits Petrie<sup>50</sup> zu der Vermutung, dass es sich um eine eingewanderte Bevölkerungsgruppe handeln müsse. Informationen über ihre Herkunft fand man in ägyptischen Texten des Mittleren Reiches. In dieser Epoche hatte der ägyptische Staat seinen Machtbereich auf das unternubische Niltal ausgedehnt, die Region wurde durch eine Kette von Festungen gesichert und verblieb mit ihrer lokalen Bevölkerung, der so genannten C-Gruppe, über zweihundert Jahre unter ägyptischer Kontrolle. Verwaltungstexte aus den Festungen berichten von Personengruppen aus der Ostwüste, die Einlass in das Niltal begehrten, von den ägyptischen Patrouillen aber zurückgewiesen wurden. Auf Grund dieser und einiger anderer Quellen vermutete man, dass es sich bei den als Medjau bezeichneten Personen um Nomaden handelte und dass das bereits aus älteren Texten bekannte Toponym Medja ihren primären Lebensraum in der Ostwüste benannte. Die Verbindung zu den *pan-grave* konnte durch einen Text der Zweiten Zwischenzeit etabliert werden. Aus ihm ist zu erfahren, dass Medjau der Armee des thebanischen Herrschers Kamose als Söldner angehörten. Säve-Söderbergh<sup>51</sup> zeigte, dass das Einflussgebiet von Kamose mit der Verbreitung der *pan-grave* in Ober- und Mittelägypten übereinstimmt.

---

Jüngst wurden zwei Gräberfelder der *pan-grave* im oberägyptischen Hierakonpolis lokalisiert und teilweise freigelegt; Friedman (2001).

<sup>50</sup> (1901, 48). Er täuschte sich allerdings noch in der Herkunftsregion, die er in der libyschen Wüste vermutete.

<sup>51</sup> (1941, 139). Für weitere bibliographische Angaben zu dem Text s. Meurer (1996, 105: Kamosestele).

In der bisherigen Forschung wurden die *pan-grave* pauschal als Nomaden oder Halbnomaden beschrieben. Die implizit belassenen Grundlagen für diese Charakterisierung bildeten sicherlich die Textquellen, in denen die Medjaiu als nichtsedentäre Gruppen erscheinen, das weitgehende Fehlen von Siedlungsplätzen, die Kleinheit der Friedhöfe und der Befund der Tieropfer an den Gräbern. Man ging außerdem davon aus, dass die ökologischen Verhältnisse in der Ostwüste im 2. Jt. v. Chr. nur eine mobile Lebensweise erlaubten – ein bisher nicht mit eindeutigen Klimadaten belegter Schluss. Insgesamt muss man feststellen, dass die genannten Faktoren für eine Klassifizierung als nomadisch nicht ausreichen.

Wie die ethnologische Forschung herausgestellt hat, ist zwischen zahlreichen Formen pastoraler Lebensweise, die durch das jeweils in die Viehhaltung involvierte Bevölkerungssegment und den Grad seiner Mobilität gekennzeichnet sind, zu unterscheiden.<sup>52</sup> Nur wenn die Mobilität die gesamte Gesellschaft umfasst – und damit alle ökonomischen und kulturellen Bereiche entscheidend prägt – spricht man von Nomadismus.<sup>53</sup> Die ihrerseits verschiedenen Formen von Pastoralnomadismus zeichnen sich, wie im letzten Abschnitt angerissen wurde, durch eine Gemeinsamkeit aus: sie existieren nur in „symbiotischen“ Verhältnissen mit sesshaften, sozioökonomisch relativ komplexen Gesellschaften, die Netzwerke für den Tausch pastoraler und agrarischer Produkte sowie zumeist auch anderer Erzeugnisse materieller Kultur ermöglichen.<sup>54</sup> Struktur und Ausprägung dieses Verhältnisses sind fallspezifisch verschieden, und in vielen ethnographischen Beispielen ist der Aspekt der Verflechtung vor allem im Selbstbild der beiden Gruppen kaum oder gar nicht auszumachen. In gleichem oder sogar noch stärkerem Maße gilt dieses Wahrnehmungsproblem natürlich für (prä)historische Kontexte – dies könnte erklären, warum das Modell der „Symbiose“ in der archäologischen Nomadismusforschung und auch im speziellen Fall der *pan-grave* bisher kaum Beachtung fand.<sup>55</sup>

Dabei existieren durchaus Quellen, die auf ein solches Verhältnis hindeuten. Bereits in der Ersten Zwischenzeit, d. h. im späten 3. Jt. v. Chr., berichtet der oberägyptische Gaufürst Anchtifi von Moalla, dass er Gerste nach Wawat, d. h. Unternubien, lieferte.<sup>56</sup> Unabhängig davon, welche nubische Bevölkerungsgruppe

<sup>52</sup> Vgl. dazu zusammenfassend Sadr (1991, 2–6) und Cribb (1991, 15f., 23–27).

<sup>53</sup> Gleichzeitig ist der Pastoralnomadismus nicht die einzige mobile Lebensform: er teilt dieses Charakteristikum mit dem Wildbeutertum und dem Dienstleistungsnomadismus, als dessen prototypische Vertreter die Zigeuner erwähnt seien. Vgl. dazu Khazanov (1994, XXXIIf., 15f.) und Streck (2002, 1f.).

<sup>54</sup> Zu der Frage der Komplexität der sesshaften Gesellschaft vgl. die Argumentation bei Sadr 1991, *passim*, spez. 9, dass „the sheer scale of nomadic and agricultural societies linked in a long term symbiotic or exchange system would seem to require a level of economic co-ordination not commonly associated with societies less complex than an early state.“

<sup>55</sup> Eine Ausnahme bildet, wie gesagt, Sadr (1991). Vgl. dazu auch Scharrer (2002, 292).

<sup>56</sup> Vgl. Schenkel (1965, 45, 54) und zur Frage von Topos und Realität in diesem Text Morenz (1998, spez. 101f.). Für die archäologische Rekonstruktion eines früheren, an den Anfang der dynastischen Zeit, d. h. in das späte 4. und frühe 3. Jt. v. Chr. zu datierenden Imports von

von diesem Fall profitierte, bezeugt der Text sowohl eine agrarische Überproduktion auf ägyptischer Seite als auch ein Netzwerk für derartige Distributionen. Auf regelmäßige Tauschbeziehungen deuten dann Texte des Mittleren Reiches, d. h. des frühen 2. Jt. v. Chr., wie die so genannte Kleine Semnastele,<sup>57</sup> die aus dem Verbot, die ägyptische Südgrenze zu überschreiten, diejenigen Nubier, die Handel treiben wollen, ausdrücklich ausnimmt. Zweifelsohne hat die ägyptische Okkupation Unternubiens in dieser Epoche das Netzwerk der Interaktionen grundlegend verändert: einerseits gelangten verschiedene Ressourcen in ägyptische Hand, was ihren Tausch erübrigte, andererseits wurden Kontakte, wie der zuletzt erwähnte Text belegt, stärker reguliert. Zugleich eröffnete die Präsenz der Ägypter in Unternubien aber auch einen neuen, lokalen Markt.

Über das ökonomische Potential der *pan-grave* existieren nur wenige, indirekte Informationen.<sup>58</sup> In einer Inschrift des späten Mittleren Reiches aus einem Grab im oberägyptischen Gebelein berichtet der anonym bleibende Grabherr, der zur ägyptischen Elite seiner Zeit gehörte, dass er „die Gebiete der Medjaiu durchstreifte, um sie nach Rindern für seinen Gott abzusuchen“.<sup>59</sup>

Das Modell der „Symbiose“ zwischen Nomaden und Sesshaften fordert nun dazu auf, die Gründe für den Influx der *pan-grave* in das Niltal erneut zu reflektieren. Bisher wurden in diesem Zusammenhang zwei Aspekte genannt:

1. klimatische Veränderungen, die zu einer Verschlechterung der Lebensbedingungen in der Ostwüste führten,<sup>60</sup> und
2. der Zusammenbruch der ägyptischen Zentralgewalt im späten Mittleren Reich, der im Rückzug aus Nubien und der Aufgabe der Zutrittsregulierungen an den Grenzen des Reiches resultierte.<sup>61</sup>

---

Nahrungsmitteln nach Unternubien, s. Nordström (1972, 25f.). Man beachte vor allem den Fund von Getreidekörnern an dem tentativ identifizierten Handelsplatz von Khor Daud und Nordströms Schluss: „the site may also have been a riverain bartering place for cattle pastoralists living in the tract between the Red Sea hills and Lower Nubia.“

<sup>57</sup> Dazu Meurer (1996, 10f.).

<sup>58</sup> Dass in den ägyptischen Texten Tauschbeziehungen mit den Medjaiu nicht erwähnt sind, muss nicht verwundern. Auch über den Handel mit anderen nubischen Bevölkerungsgruppen und weiteren Anrainern des ägyptischen Staates liefern die Texte kaum Informationen, sofern die Produkte nicht als Abgaben oder Beute aus Militärfaktionen deklariert werden; vgl. dazu eine aus den erhaltenen Quellen kompilierte Auflistung aller bekannten Produkte aus Nubien bei Zibelius-Chen (1988, 69–114).

<sup>59</sup> Vernus (1986, 141–144). Vgl. auch die memphitischen Annalen Amenemhets II. mit der Erwähnung verschiedener Abgaben, darunter eher symbolischer Mengen an Gold und Rindern, aus Kusch, d. h. Obernubien, und einer Ubat-sepet genannten Region des Medja-Gebietes; Altenmüller / Moussa (1991, 9f., 33f.). Für weitere Tribute, eventuell Gold, aus Medja s. Zibelius-Chen (1988, 75f.). Mehrfach werden Weihrauch und andere Aromata aus Medja erwähnt; Zibelius-Chen (1988, 98–100). In diesen Fällen dürfte Medja in Anbetracht der klimatischen Bedingungen eher eine Zwischenstation im Handel als das eigentliche Herkunftsgebiet gewesen sein – Hauptlieferant von Weihrauch war Punt; so bereits Edel (1984, 191f.).

<sup>60</sup> So bspw. Hofmann (1969, 1121), Bietak in LÄ IV, 1000 (Pfannengräber) und Meurer (1996, 71).

<sup>61</sup> So bspw. Bietak (1966, 72) und Zibelius-Chen (1988, 63).

Der zweite Aspekt hat sicherlich den Zugang zum Niltal erleichtert – verursacht hat er ihn nicht. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass die politischen Veränderungen des späten Mittleren Reiches zu einem Zusammenbruch des etablierten Netzwerks von Austausch und Handel führten und dies wiederum in einer ökonomischen Stresssituation für die *pan-grave* resultierte, der sie durch die Erschließung neuer Lebensräume und Subsistenzquellen begegneten. Zum besseren Verständnis des Prozesses sei angemerkt, dass nicht die gesamte Bevölkerung der Ostwüste in dieser Epoche abwanderte. Auch Textquellen des Neuen Reiches berichten noch von Medjaiu in den Wüstengebieten Unternubiens.<sup>62</sup> Und in den darauffolgenden Epochen über die Spätantike bis in die Gegenwart sind in dieser Region durchgehend nomadische Bevölkerungen anzutreffen.<sup>63</sup> Diese Feststellung ist ein weiteres Argument gegen die erste, ökologisch deterministische Begründung für den Influx der *pan-grave*, die zudem bisher nur pauschal geäußert und nicht durch Klimadaten substantiiert wurde.

Die weitere, regional unterschiedliche Entwicklung der *pan-grave* im Niltal soll hier nur kurz skizziert werden. Für Unternubien kann man relativ komplexe Interaktionsprozesse feststellen, die sich archäologisch beispielsweise in dem massiven Eindringen von *pan-grave*-Elementen in die funeräre Kultur der C-Gruppe manifestieren und letzten Endes in einer nicht mehr differenzierbaren „Mischkultur“ münden. Im ägyptischen Mutterland zeigen die *pan-grave* zunächst eine weitgehende Autarkie zumindest im Bereich der archäologisch fassbaren funerären Kultur, der – in einem noch nicht im Detail geklärten zeitlichen Verhältnis – rapide Akkulturationserscheinungen folgen. Beide Prozesse scheinen im frühen Neuen Reich, d. h. um 1500 v. Chr., abgeschlossen zu sein. Zumindest sind weder aus Unternubien noch aus Ägypten Grabinventare bekannt, in denen *pan-grave*-typische Objekte neben solchen der 18. Dynastie auftreten.

### Synopse

Die skizzierte Fallstudie ist – entsprechend der eingangs vorgetragenen Klassifizierung – zunächst eine formale Analogie, indem sie von der universalen Gültigkeit des Phänomens der „Symbiose“ nomadischer und sesshafter Gesellschaften ausgeht. Zugleich bezieht sie sich aber – im Sinne relationaler Analogien – auf das Spezifische ebenso wie auf den Kontext der analysierten Situation und versucht, jenseits der Ebene phänomenologischer, zeitlos betrachteter Gemeinsamkeiten den historischen Prozess in die Argumentation einzubinden.

<sup>62</sup> S. bspw. die von Zibelius-Chen 1994 diskutierten Zeugnisse.

<sup>63</sup> Vgl. dazu bspw. Hofmann (1969), Krause in LÄ I, 827f. (Blemmyer) und Herzog in LÄ I, 676f. (Bedja).

Die vorgestellte ethnoarchäologische Analogie gilt einem komplexen sozio-ökonomischen Phänomen (Rubrik 7, Abb. 2.) und beruht dementsprechend auf einem stark generalisierenden und abstrahierenden Modell. Die auf beiden Seiten bekannten, oder vielmehr: auf der Zielseite durch vorausgegangene, hier nicht explizierte Analogien an Hand verschiedener archäologischer und historischer Quellen erschlossenen Elemente sind grundlegende sozioökonomische Parameter der involvierten Gesellschaften, die historischen Rahmenbedingungen und das Phänomen der Migration. Das auf der Quellenseite herangezogene, aus zahlreichen ethnographischen Einzelstudien entwickelte Modell liefert den Konnex zwischen diesen Elementen. Es postuliert mehrere Begründungszusammenhänge, die das Phänomen der Migration mit der „symbiotischen“ Beziehung zwischen nomadischer und sesshafter Lebensweise in Verbindung bringen. Argumentiert wird, dass die historische Entwicklung im konkreten Fall zu ökonomischen Veränderungen, genauer: einem zumindest partiellen Zusammenbruch des überregionalen Netzwerkes von Tausch und Handel führte, was wiederum in Stress auf eine der betroffenen Bevölkerungsgruppen und damit letztendlich in ihrer Migration resultierte.

Die analogisch erschlossenen Elemente sind die beiden Zwischenglieder der Argumentationskette: die ökonomischen Veränderungen und der Stress auf die *pan-grave*. Beide verbinden das Phänomen der Migration ursächlich mit den historischen Entwicklungen und liefern gleichzeitig ein neues Argument für die sozioökonomische Klassifizierung der *pan-grave*: die in der Reaktion auf die rekonstruierten Prozesse offenbarte ökonomische Verwundbarkeit<sup>64</sup> kann als zusätzliches Indiz für ihre nomadische Lebensweise, die unter den betrachteten Bedingungen ein besonderes Potential für eine derartige Instabilität in sich birgt, verstanden werden. Diese Interpretation, die über die Bewertung der historischen Situation hinaus auch die typologische Charakterisierung der involvierten Gesellschaften in den Blick nimmt, versteht sich in der hier vorgebrachten Formulierung zunächst einmal als Alternative zu den bisherigen Erklärungsversuchen und als ein Schritt dahin, sich den betrachteten Phänomenen jenseits einer beschreibenden und allenfalls intuitiv interpretierenden Analyse zu nähern und ethnologische Modelle sowie wissenschaftstheoretische Erwägungen in die Diskussion einzubeziehen.

---

<sup>64</sup> Zu dem in der sozialgeographischen Forschung entwickelten Konzept der Verwundbarkeit s. Gertel (2002, 68–70).

### Literatur

- Altenmüller, H./A. M. Moussa: „Die Inschrift Amenemhets II. aus dem Ptah-Tempel von Memphis: Ein Vorbericht“, in: *Studien zur Altägyptischen Kultur* 18 (1991), 1–48.
- Angeli, W.: „Archäologisches Erkennen“, in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 127 (1997), 21–31.
- Bernbeck, R.: *Theorien in der Archäologie*. Tübingen/Basel 1997.
- Bietak, M.: *Ausgrabungen in Sayala-Nubien 1961–1965. Denkmäler der C-Gruppe und der Pan-Gräber-Kultur*. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften 92 = Berichte des Österreichischen Nationalkomitees der UNESCO-Aktion für die Rettung der Nubischen Altertümer 3) Wien 1966.
- Borchardt, L.: *Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Abusir 1902–1904. I: Das Grabdenkmal des Königs Ne-User-Re*. (Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft 7) Leipzig 1907.
- *Id.: Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Abusir 1902–1908. VII: Das Grabdenkmal des Königs S'aḥu-Re. Bd. II: Die Wandbilder*. (Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft 26) Leipzig 1913.
- Bourdieu, P.: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M. 1974.
- Bradley, R. J.: *Nomads in the Archaeological Record*. (Meroitica 13) Berlin 1992.
- Cribb, R.: *Nomads in Archaeology*. Cambridge 1991.
- Edel, E.: „Ein bisher falsch gelesenes afrikanisches Produkt in der Inschrift des Ḥrw-ḥwꜣf (Herchuf)“, in: *Studien zur Altägyptischen Kultur* 11 (1984), 187–193.
- Edwards, D. N.: *The Archaeology of the Meroitic State. New Perspectives on its Social and Political Organisation*. (British Archaeological Reports, International Series 640 = Cambridge Monographs in African Archaeology 38) Oxford 1996.
- Eggert, M. K. H.: *Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden*. Tübingen/Basel 2001.
- Fischer, H. G.: „Varia Aegyptiaca“, in: *Journal of the American Research Center in Egypt* 2 (1963), 17–51.
- Frankfort, H.: „Modern Survivors from Punt“, in: [Hg. unbekannt]: *Studies presented to F. Ll. Griffith*. London 1932, 445–453.
- Friedman, R.: „Nubians at Hierakonpolis. Excavations in the Nubian Cemeteries“, in: *Sudan & Nubia* 5 (2001), 29–38.
- Gertel, J.: „Globalisierung, Entankerung und Mobilität: Analytische Perspektiven einer gegenwartsbezogenen geographischen Nomadismusforschung“, in: Le-

- der, S./B. Streck (Hgg.): *Nomadismus aus der Perspektive der Begrifflichkeit*, Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 1 (2002), 57–88.
- Gramsch, A.: „Braucht Prähistorie Vergleiche?“, in: Gramsch, A. (Hg.): *Vergleichen als archäologische Methode. Analogien in den Archäologien*. (British Archaeological Reports, International Series 825) Oxford 2000, 151–163.
- Guldin, D.: „Früher Nomadismus im Spiegel einer neuen Betrachtungsweise. Welche Definition – welches Modell“, in: Leder, S./B. Streck (Hgg.): *Akkulturation und Selbstbehauptung*, Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 2 (2002), 37–64.
- Haaland, R.: *Anthropological perspectives on socio-economic differentiation in the Neolithic Period, Sudan*. (British Archaeological Reports, International Series 350 = Cambridge Monographs in African Archaeology 20) Oxford 1987.
- Hirschberg, W. (Begr.): *Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin 1999.
- Hodder, I.: *The Present Past: An Introduction to Anthropology for Archaeologists*. London 1982.
- *Id.*: *Symbols in Action: Ethnoarchaeological Studies of Material Culture*. Cambridge 1982a.
- Hofmann, I.: „Beitrag zur Herkunft der Pfannengräber-Leute“, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, Suppl. I (1969), 1113–1135.
- Holtorf, C.: „Making Sense of the Past Beyond Analogies“, in: Gramsch, A. (Hg.): *Vergleichen als archäologische Methode. Analogien in den Archäologien*. (British Archaeological Reports, International Series 825) Oxford 2000, 165–175.
- Kendall, T.: „Ethnoarchaeology in Meroitic Studies“, in: Donadoni, S./S. Wenig (Hgg.): *Studia Meroitica 1984*. Proceedings of the Fifth International Conference for Meroitic Studies, Rome 1984. (Meroitica 10) Berlin 1988, 625–745.
- Kerig, T.: „Ian Hodder und die britische Archäologie: Ein Profil“, in: Eggert, M. K. H./U. Veit (Hgg.): *Theorie in der Archäologie. Zur englischsprachigen Diskussion*. (Tübinger Archäologische Taschenbücher 1) Münster/New York/München/Berlin 1998, 217–242.
- Khazanov, A. M.: *Nomads and the Outside World*. Madison, Wis. <sup>2</sup>1994.
- Kleppe, E. J.: „The Debbas on the White Nile, Southern Sudan“, in: Mack, J./P. Robertshaw (Hgg.): *Culture History in the Southern Sudan. Archaeology, Linguistics, Ethnohistory*. (Memoir of the British Institute in Eastern Africa 8) Nairobi 1982, 59–70.
- Krencker, D./H. Schäfer: „Eine neue Art altägyptischer Riegelschlösser“, in: *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 43 (1906), 60–65.
- Kroeber, A. L.: *Anthropology*. New York 1948.
- LÄ = Helck, W./E. Otto (Begr.): *Lexikon der Ägyptologie*. 7 Bde. Wiesbaden 1975–1991.

- Leder, S.: „Nomaden und nomadische Lebensformen in arabischer Begrifflichkeit – Eine Annäherung“, in: Leder, S./B. Streck (Hgg.): *Nomadismus aus der Perspektive der Begrifflichkeit*, Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 1 (2002), 11–40.
- Leonard, R. D.: „Evolutionary Archaeology“, in: Hodder, I. (Hg.): *Archaeological Theory Today*. Cambridge 2001, 65–97.
- Meurer, G.: *Nubier in Ägypten bis zum Beginn des Neuen Reiches. Zur Bedeutung der Stele Berlin 14753*. (Abhandlungen des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo, Ägyptologische Reihe 13) Berlin 1996.
- Morenz, L.: „Versorgung mit Getreide: Historische Entwicklungen und intertextuelle Bezüge zwischen ausgehendem Alten Reich und Erster Zwischenzeit aus Achmim“, in: *Studien zur Altägyptischen Kultur* 26 (1998), 81–117.
- Näser, C.: *Der Alltag des Todes. Archäologische Zeugnisse und Textquellen zu funeren Praktiken und Grabplünderungen in Deir el-Medine im Neuen Reich*. Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin. Mikrofiche-Publikation 2002.
- Nordström, H.-Å.: *Neolithic and A-Group Sites*. (The Scandinavian Joint Expedition to Sudanese Nubia 3.1) *Text*. Uppsala 1972.
- O’Connor, D.: *Ancient Nubia: Egypt’s Rival in Africa*. Philadelphia 1993.
- Park, R. E.: „Symbiosis and Civilization: A Frame of Reference for the Study of Society“, in: *The American Journal of Sociology* 45 (1939), 1–25.
- Petrie, W. M. F.: *Diospolis Parva. The Cemeteries of Abadiyeh and Hu 1898–9*. (The Egypt Exploration Fund, Excavation Memoir 20) London 1901.
- Porr, M.: „Archaeology, Analogy, Material Culture, Society: An Exploration“, in: Owen, L. R. / M. Porr (Hgg.): *Ethno-Analogy and the Reconstruction of Prehistoric Artefact Use and Production*. (Urgeschichtliche Materialhefte 14) Tübingen 1999, 3–15.
- Reisner, G. A.: *The Archaeological Survey of Nubia. Report for 1907–1908. Bd. 1: Archaeological Report (Text und Tafeln)*. Kairo 1910.
- *Id.*: *Excavations at Kerma. Parts I–III*. (Harvard African Studies 5) Cambridge, Mass. 1923.
- Keybrouck, D. van: „Beyond Ethnoarchaeology? A Critical History on the Role of Ethnographic Analogy in Contextual and Post-processual Archaeology“, in: Gramsch, A. (Hg.): *Vergleichen als archäologische Methode. Analogien in den Archäologien*. (British Archaeological Reports, International Series 825) Oxford 2000, 39–51.
- Sadr, K.: *The Development of Nomadism in Ancient Northeast Africa*. Philadelphia 1991.
- Säve-Söderbergh, T.: *Middle Nubian Sites*. (The Scandinavian Joint Expedition to Sudanese Nubia 4.1) *Text*. Partille 1989.

- Scharrer, U.: „Nomaden und Seßhafte in Tadmor im 2. Jahrtausend v. Chr.“, in: Schuol, M./U. Hartmann/A. Luther (Hgg.): *Grenzüberschreitungen. Formen des Kontakts zwischen Orient und Okzident im Altertum*. (Oriens et Occidens 3) Stuttgart 2002.
- Schenkel, W.: *Memphis. Herakleopolis. Theben. Die epigraphischen Zeugnisse der 7.–11. Dynastie Ägyptens*. (Ägyptologische Abhandlungen 12) Wiesbaden 1965.
- Schiaparelli, E.: *La tomba intatta dell' architetto Cha nella necropoli di Tebe. Relazione sui lavori della Missione Archeologica Italiana in Egitto (anni 1903–1920)*, Bd. 2. Turin 1927.
- Scholz, F.: *Nomadismus: Theorie und Wandel einer sozio-ökologischen Kulturweise*. (Erdkundliches Wissen 118) Stuttgart 1995.
- Stiles, D.: „Ethnoarchaeology: A Discussion of Methods and Applications,“ in: *Man* 12 (1977), 87–103.
- Streck, B.: „Systematisierungsansätze aus dem Bereich der ethnologischen Forschung“, in: Leder, S./B. Streck (Hgg.): *Nomadismus aus der Perspektive der Begrifflichkeit*, Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 1 (2002), 1–9.
- Török, L.: „Ambulatory Kingship and Settlement History. A Study on the Contribution of Archaeology to Meroitic History“, in: Bonnet, C. (Hg.): *Études nubiennes. Conférence de Genève. Actes du VII<sup>e</sup> Congrès international d'études nubiennes, 3–8 septembre 1990*. Bd. 1: *Communications principales*. Chêne-Bourg 1992, 111–26.
- Vernus, P.: Études de philologie et de linguistique (V), in: *Revue d'Égyptologie* 37 (1986), 139–147.
- Williams, B. B.: *Excavations between Abu Simbel and the Sudan Frontier. Part 5: C-Group, Pan Grave, and Kerma Remains at Adindan Cemeteries T, K, U, and J*. (Oriental Institute Nubian Expedition 5) Chicago 1983.
- Williams, B. B.: *Excavations at Serra East. A-Group, C-Group, Pan Grave, New Kingdom, and X-Group Remains from Cemeteries A-G and Rock Shelters*. (Oriental Institute Nubian Expedition 10) Chicago 1993.
- Wylie, A.: „The Reaction against Analogy“, in: Schiffer, M. B. (Hg.): *Advances in Archaeological Method and Theory* 8. London 1985, 63–111.
- Zibelius-Chen, K.: *Die ägyptische Expansion nach Nubien. Eine Darlegung der Grundfaktoren*. (Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients. Reihe B, Nr. 78) Wiesbaden 1988.
- *Ead.*: „Die Kubanstele Ramses' II. und die nubischen Goldregionen“, in: Berger, C./G. Clerc/N. Grimal (Hgg.): *Hommages à Jean Leclant*. (Bibliothèque d'Étude 106/2) Paris 1994, 411–417.

# Biographische Methoden als Zugang zur Geschichte ehemaliger Nomaden in Syrien

Katharina Lange

## *Zur biographischen und genealogischen Methode*

Die Biographieforschung hat in der Ethnologie wie auch in anderen Wissenschaften (Psychologie, Soziologie, Pädagogik oder Geschichte, um nur einige zu nennen) eine lange Tradition. Im vorliegenden Beitrag soll jedoch nicht die Biographieforschung als solche behandelt werden, sondern vielmehr die Möglichkeiten, die biographische Erzählungen für die Erforschung spezieller historischer Prozesse und Themen bieten. Hier ist also nicht die jeweilige biographische Erzählung selbst das Ziel der Forschung, sondern die biographische Erzählung ist der Weg, auf dem sich die Ethnologin dem eigentlichen Ziel – in diesem Fall: der Beleuchtung von „Interaktionen und Übergängen“ im Leben ehemaliger Kleinviehnomaden in Nordsyrien – nähern will.<sup>1</sup>

Im Folgenden sollen zunächst einige Aspekte der biographischen Methode sowie des daran anschließenden familiengeschichtlich-genealogischen Ansatzes kurz beleuchtet werden. Die Möglichkeiten, die diese Ansätze für die Untersuchung von Interaktion und Übergängen in der Geschichte der Welde bieten, sind Gegenstand des darauffolgenden Abschnitts. Schließlich wird an einem Beispiel aus der laufenden Forschungsarbeit zur Geschichte dieses Stammes die Reichweite biographischer und genealogischer Zugänge demonstriert.

Die Sammlung biographischen Materials etwa im Rahmen der oben erwähnten Disziplinen kann sich auf unterschiedliche Quellengattungen erstrecken. Diese können sowohl schriftliche Dokumente (z. B. Briefe, Tagebücher, Haushaltsbücher, Autobiographien usw.) als auch Bildmaterial (Photos, Videos) und mündliche Darstellungen (lebens- und familiengeschichtliche Erzählungen, Genealogien) umfassen. Meist, jedoch nicht ausschließlich, werden dabei die lebensgeschichtlichen Erzählungen (seien sie in mündlicher oder in schriftlicher Form) von Dritten angeregt – oft handelt es sich dabei um Ethnologen oder Historiker, die an einer Auswertung des Erzählten für ihre wissenschaftliche Arbeit interessiert sind. Aus der Geschichte der Biographieforschung sind jedoch auch andere

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag gibt den Stand der laufenden Projektarbeit von Dezember 2002 wieder. Er hat das Ziel, Möglichkeiten und Grenzen von biographischen Methoden in der ethnologischen Nomadismusforschung an einem Fallbeispiel explorativ darzustellen und erhebt weder Anspruch darauf, eine vollständige Darstellung des Forschungsstandes zum Thema Biographieforschung zu leisten, noch, die Feldforschung in ihrer Gesamtheit auszuwerten.

Gründe für die Anregung biographischer Erzählungen bekannt; dabei handelt es sich z. B. um im weitesten Sinne politische Motive<sup>2</sup> oder auch um therapeutische und pädagogische Ansätze etwa im Rahmen der Sozialpsychologie und der Psychotherapie. Seltener erzählen die Befragten aus eigenem Antrieb, wobei auch hier die biographische Erzählung immer spezifisch motiviert ist: „Ein selbst-initiiertes biographisches Erzählen ist in jedem Fall Funktion einer spezifischen Lebenslage und Kontaktsituation“.<sup>3</sup>

Aus Sicht der ethnologischen, soziologischen oder historischen Forschung stellen sich die Ziele biographischer Ansätze dabei wie folgt dar: Zum einen ermöglichen lebensgeschichtliche Darstellungen einen relativ einfachen Zugang zu einem fremden oder wenig bekannten Alltag, der von der Alltagswelt des Forschers zeitlich, räumlich oder „kulturell“ entfernt ist. Biographische Erzählungen liefern dabei vor allem *deskriptives* Material, aus dem sich Anhaltspunkte für vergangene Deutungsmuster und Handlungsorientierungen, aber auch für die Innensicht einer bestimmten Gruppe oder Schicht ergeben können. Aus sozialhistorischer und aus sozialanthropologischer Perspektive ist die Darstellung sozialer Wandlungsprozesse in der Erinnerung der „Betroffenen“ hierbei von besonderem Interesse.<sup>4</sup> Vertreter biographischer Ansätze formulieren darüber hinaus die Hoffnung, Mikro- und Makroebene in der Analyse sozialer Wandlungsprozesse durch biographische Methoden miteinander verbinden zu können.<sup>5</sup>

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass lebensgeschichtliche Erzählungen eine kulturspezifisch geprägte Form der Darstellung sind. Die Europäern vertraute Form einer chronologisch geordneten Erzählung hat möglicherweise bei Angehörigen anderer Kulturen wenig Bedeutung. In der von Lila Abu-Lughod beschriebenen Gesellschaft der ägyptischen Aulad Ali beispielsweise waren ältere Frauen nicht dazu bereit, ihr Leben in Form einer „self-centered passage through life“ zu erzählen. Sie berichteten vielmehr über familiäre Beziehungen und Ereignisse, um die sich dramatische Erzählungen rankten.<sup>6</sup> In Abu-Lughods Schwierigkeiten bei dem Versuch, die Lebensgeschichten älterer Frauen aufzuzeichnen, wird auch ein weiteres Problem der ethnologischen Biographieforschung deutlich. So können Auffassungen darüber, wessen Leben der Erzählung wert ist, kulturspezifisch geprägt sein. Diese Auffassungen können lokale Statusunterschiede widerspiegeln, deren Bedeutung vom Forscher oft nicht berücksichtigt wird. Eine besondere Bedeutung kann dieses Problem beispielsweise gewinnen, wenn die Erfahrungen sozial marginaler Personen oder Personengruppen beschrieben werden sollen.

In manchen Fällen werden daher vom Ethnologen aufgenommene, dem europäischen Leser nicht vertraute Textformen für die Publikation in eine Form

<sup>2</sup> Vgl. hierzu etwa Paul (1996, 185); Fuchs-Heinritz (2000, 105ff.).

<sup>3</sup> Paul (1998, 26).

<sup>4</sup> Nach Fuchs-Heinritz (2000, 125–127).

<sup>5</sup> Vgl. Chamberlayne et al. (2000, 1–2).

<sup>6</sup> Vgl. Abu-Lughod (1993, 30–31, 45–46).

gebracht, die dem Verständnis eines westlichen Publikums näher kommen soll als der Primärtext.<sup>7</sup> Nur selten wird eine möglichst genaue Version des Originaltextes publiziert. Die Form der Publikation hängt dabei selbstverständlich davon ab, welches Erkenntnisinteresse die Sammlung biographischen Materials leitet: Soll die biographische Erzählung etwa einer linguistischen oder philologischen Analyse unterworfen werden, so ist eine Transkription und evtl. Übersetzung des Originaltextes bzw. bestimmter Passagen daraus sinnvoll; soll dagegen das Material dazu dienen, historische Ereignisse und Prozesse aus der „Innensicht“ des Erzählenden darzustellen, so ist eine wörtliche Wiedergabe der Erzählung nur in Ausnahmefällen erforderlich. Biographische Interviews sind dabei als eine Art des narrativen Interviews zu sehen, die zunächst durch eine relativ offene Erzählaufforderung eingeleitet werden und in einem zweiten Teil durch konkretere „erzählgenerierende Nachfragen“ ergänzt werden können.<sup>8</sup> Biographische Interviews auch mit einem einzigen Gesprächspartner bzw. einer Gesprächspartnerin können sich leicht über mehrere „Sitzungen“ hinziehen.

### *Familiengeschichtlich-genealogisches Verfahren*

Erweitert und ergänzt werden lebensgeschichtliche Zugänge durch das von Bertaux skizzierte „familiengeschichtlich-genealogische Verfahren“. Dabei werden biographische Erzählungen mehrerer Mitglieder einer Familie aus verschiedenen Generationen gesammelt. Bertaux wirbt für den familiengeschichtlichen Zugang mit der Begründung, dass historische Wandlungsprozesse wie z. B. ökonomische Veränderungen, soziale und räumliche Mobilität auf diese Weise zuverlässiger erfasst werden können als durch die Sammlung individueller Biographien ohne familiären Zusammenhang.

In der klassischen ethnologischen Genealogieforschung geht es vorwiegend um das Aufnehmen genealogischer und verwandtschaftlicher Strukturen. Im Vergleich dazu bietet der familiengeschichtliche Ansatz eine Erweiterung. Er hat den Vorteil, dass nicht nur über das Vorhandensein einer verwandtschaftlichen Beziehung und ihre strukturelle Position berichtet wird, sondern dass gleichzeitig auch über deren praktische Bedeutung und Bewertung aus Sicht der Beteiligten informiert wird. Nicht nur das „dass“, sondern auch das „wie“ einer gegebenen Beziehung kann so erfasst werden: „While individual life stories may glance only sideways at [social] relations, case histories of families put such bonds at the very centre of the picture ... . [These bonds] are at the same time interpersonal relations and socio-structural relationships.“<sup>9</sup> Aus den Veränderungen in den Beziehungen zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern sowie den Geschwistern innerhalb einer

<sup>7</sup> Vgl. Paul (1998, 26–27).

<sup>8</sup> Für eine ausführlichere Diskussion vgl. beispielsweise Rosenthal (1995, 187ff.).

<sup>9</sup> Bertaux/Delcroix 2000, (73–74).

Familie von einer Generation zur nächsten lasse sich sozialer Wandel auf der Mikro-Ebene verfolgen und dokumentieren. Nach Bertaux' Überzeugung können Familiengeschichten dabei als „small mirrors of general cultural and social patterns“ gesehen werden. Folgt man dieser Argumentation, so scheint es besonders sinnvoll, die Geschichten mehrerer Familien derselben „social formation“ zu sammeln, um die Geschichte einer bestimmten sozialen Gruppe oder Schicht (beispielsweise eines Dorfes oder eines Stammes) zu (re-)konstruieren.<sup>10</sup>

### *Zur Reichweite der biographischen Methode für eine Historiographie der Welde*

Das vorliegende Projekt beschäftigt sich mit der Geschichte der Welde, eines Kleinviehnomadenstammes in Nordsyrien, während des zwanzigsten Jahrhunderts. In jenem Zeitraum sind verschiedene fundamentale Einschnitte in der Lebenswirklichkeit der Welde erfolgt. Darunter ist die Vergabe von Land im Euphrattal an Scheichs anderer, größerer Stämme wie auch an Scheichs der Welde sowie an aleppinische Kaufleute zu nennen, die viele Stammesmitglieder zu landlosen Pächtern machte. Es ergaben sich starke Veränderungen in den sozialen Beziehungen innerhalb des Stammes. Stammesmitglieder standen Scheichs gegenüber, die zu Großgrundbesitzern geworden und ihnen somit dauerhaft wirtschaftlich überlegen waren. Ein weiterer Einschnitt ist die Einführung des großflächigen Baumwollanbaus als *cash crop* im Euphrattal seit den späten vierziger Jahren. Die damit verbundene rapide Expansion des Bewässerungsfeldbaus führte zur beschleunigten Sesshaftwerdung der Welde und anderer Stämme des Euphrattals seit den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie behielten ihre charakteristische Mischwirtschaft aus Landwirtschaft und mobiler Viehhaltung bei, beschränkten die Wanderungsperiode jedoch auf das Frühjahr. Einen dritten Bruch stellt der Bau des Euphratdammes bei Rabqa dar, der 1973 geschlossen wurde. In der Folge wurde ein Großteil der Siedlungs- und Weidegebiete der Welde überflutet und viele ihrer Bewohner in die kurdischen Gebiete in der syrischen Jazîra umgesiedelt. Heute leben Mitglieder der Welde zum größten Teil als sesshafte Ackerbauern an beiden Ufern des Euphrats nördlich von Raqqa sowie in den Umsiedlungsdörfern in der Jazîra, in Kleinstädten wie Meskene, Jerâblus und Mimbij und in den städtischen Zentren Aleppo und Raqqa.

Im Rahmen der Projektarbeit sollen diese fundamentalen sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen im Weide- und Siedlungsgebiet der Welde, ihre Folgen für die Alltagswelt der Stammesangehörigen und deren Wahrnehmung der Wandlungsprozesse genauer untersucht werden. Von besonderem Interesse ist dabei das Verhältnis zwischen sesshaften und nomadischen Lebens- und

<sup>10</sup> *Ibid.* (71, 75 ff.)

Wirtschaftsformen im Untersuchungsgebiet sowie die Frage nach Kontinuität und Wandel in der tribalen Identität der Stammesangehörigen.

Es gilt zu prüfen, inwieweit Biographien oder familiengeschichtliche Erzählungen von Angehörigen der Welde einen Beitrag zur Erschließung dieser Themen liefern können. Inwiefern können sie überhaupt als eine zuverlässige Quelle für historische Ereignisse und Prozesse gelten?

Zweifellos gibt es qualitative Unterschiede zwischen schriftlich (bzw. materiell) fixierten historischen Dokumenten und mündlichen Darstellungen, die Konsequenzen für den Aussagegehalt dieser unterschiedlichen Quellen haben. Zudem kann die Aufzeichnung von lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht als ein reines Festhalten „objektiver“ Tatsachen, historischer Prozesse und Ereignisse gelten. So handelt es sich bei der ethnologischen Biographieforschung wie auch in anderen Bereichen der Ethnologie um einen diskursiven, dialogischen Prozess, an dem immer mindestens zwei Personen (die Ethnologin/der Ethnologe sowie die Erzählerin bzw. der Erzähler) aktiv beteiligt sind. Je nach der aktuellen Erzählsituation muss dazu noch die Präsenz weiterer Zuhörer – handle es sich um Fremde (z. B. Dolmetscher, Journalisten, Vertreter von Regierungsbehörden oder NGOs) oder um Bekannte (Verwandte, Freunde, Nachbarn) – in Betracht gezogen werden, die die Textkonstruktion ebenfalls mitprägt. Die biographische Erzählung orientiert sich – bewusst oder unbewusst – an den Erwartungen der Zuhörer sowie an aktuellen Ereignissen. So werden beispielsweise bestimmte Erlebnisse für die Erzählung ausgewählt, andere verschwiegen. Paul kommt daher zu dem Schluss: „Auf historisch korrekte, nachprüfbare Angaben kommt es nicht an, sondern auf die momentane, subjektive „Konstruktion“ und Deutung von Lebenswirklichkeit“.<sup>11</sup> Ähnlich spricht auch Fuchs-Heinritz vom „retrospektiven Charakter biographischer Erzählungen“, den es bei der Bewertung des Erzählten zu bedenken gelte. Er betont im Gegensatz zu Paul jedoch, dass aus biographischen Erzählungen trotz ihres „subjektiven“ Charakters durchaus brauchbare Aussagen und Verallgemeinerungen über historische Ereignisse und Prozesse abgeleitet werden können. Während Auskünfte über historische Daten und den Verlauf bestimmter Ereignisse ungenau oder verzerrt sein können, so zeige die Erfahrung (d. h. beispielsweise der Vergleich biographischer Erzählungen mit anderen Quellen), dass insbesondere Darstellungen von Details des täglichen Lebens meist zuverlässig und genau sind.<sup>12</sup> Sofern diese Beobachtung auch im Falle lebensgeschichtlicher Erzählungen bei den Welde zutrifft, wäre die biographische Methode also insbesondere ein Zugang zur Alltagsgeschichte sowie zur (rückwirkenden) Wahrnehmung und Deutung von Wandlungsprozessen durch die Betroffenen.

Es erscheint besonders vielversprechend, im letzten Abschnitt der Feldforschung auch familiengeschichtliche Interviews durchzuführen. Im Hinblick auf

<sup>11</sup> Paul (1998, 27).

<sup>12</sup> Fuchs-Heinritz (2000, 158).

dieses Projekt erscheint es von Vorteil, dass eine familiengeschichtliche Betrachtung das Augenmerk auf Beziehungen und Bindungen zwischen Individuen lenkt und so die „individualistische“ Perspektive der klassischen Biographieforschung erweitert. Als Hypothese kann dabei die Vermutung formuliert werden, dass ein biographischer Zugang, der verwandtschaftliche Beziehungen und Netzwerke von vornherein in die Betrachtung einbezieht, lokalen Vorstellungen im Siedlungsgebiet der Welde eher entspricht als die Verfolgung individueller Lebensläufe. Zudem kann eine Sammlung mehrerer Familiengeschichten möglicherweise in der Tat zu einer Annäherung an die *Stammesgeschichte* beitragen.

### *Beispiele aus der laufenden Projektarbeit*

Im folgenden Abschnitt sollen Möglichkeiten und Grenzen der biographischen Methode in Bezug auf das vorliegende Projekt explorativ dargestellt werden. Dabei beziehe ich mich auf Beispiele aus biographischen Erzählungen einer Gruppe von Frauen, die zum Stamm der Welde gehören. Bei diesen wie auch anderen Gesprächen stellten sich immer wieder Erinnerungen an die eigene Heirat, die damit verbundenen Veränderungen im Alltag und die Geburt der Kinder als entscheidende Marksteine in den biographischen Erzählungen dieser Frauen heraus. Es gilt im Folgenden also zu prüfen, inwieweit Erzählungen über diese Wendepunkte im Leben der Frauen Aufschluss über „Interaktionen und Übergänge“ zwischen nomadischen und sesshaften Lebensweisen geben können.

Die Frauen, die derselben patrilinear erweiterten Großfamilie angehören, entstammen verschiedenen Generationen und sind in etwa zwischen fünfundzwanzig und siebzig Jahre alt. Die hier zitierten Gespräche fanden während der ersten Phase der Feldforschung im November und Dezember 2002 in den Dörfern Ziyâra und As-Sleimânîye in Nordsyrien statt.<sup>13</sup>

Umm Khalaf, die älteste der Frauen, antwortete auf meine Bitte, aus ihrer Jugend zu erzählen: „Schwer, es war schwer! Heute gibt es alles, aber damals war unser Leben hart. Alles Arbeit und Mühe. Siehst Du die da? (Sie zeigt auf ihre älteste, etwa dreiundfünfzigjährige Tochter, die ebenfalls im Raum anwesend ist.) Ich habe sie geboren, in der Nacht, meine erste Geburt. Und am nächsten Morgen setzten sie mich auf einen Esel, wir haben das Zelt abgebrochen und sind weiter gezogen. (Auf meine Frage, wie weit sie an jenem Tag gezogen seien, antwortet sie: „so weit wie von hier bis nach Jubb Sa’îd“, eine Distanz von etwa 25 km). Ich frage weiter: „Ihr wohntet also im Zelt, als du deine Tochter geboren hast?“ – „Im Zelt, und am nächsten Morgen musste ich mich auf den Esel setzen, das Kind im Arm, und weiterziehen. Nichts mit Doktor, Krankenhaus! Nicht

<sup>13</sup> Die im Folgenden zitierten Aussagen sind aus Notizen rekonstruiert, die ich während der Gespräche machte. Die Namen der Dörfer wie auch der Personen habe ich verändert.

wie heute, alles gibt es heute. Die da (sie zeigt auf ihre Tochter, Schwiegertochter und eine Nichte) kennen keine Mühe.“ Ihre Zuhörerinnen murmeln zustimmend, obwohl auch sie mir während oder nach ihrer Alltagsarbeit oft versichern, dass ihr Leben „nur aus Arbeit und Mühe“ bestehe (*hayâtî bes shughl wa-ta’b*). Umm Khalaf schließt mit den Worten: „Ja, unser Leben war hart, aber Krankheit gab es nicht. Weil wir uns nur von Joghurt (*khâthir*), Honig, *samn ‘arabî* (geklärtem Butterfett aus Schafsmilch) ernährt haben. Wir waren niemals krank, wir haben nie einen Doktor gesehen. Meine Kinder wussten gar nicht, was das ist, Doktor – erst jetzt, seit wir in diesen Häusern wohnen und das Essen aus der Stadt essen, von dem niemand weiß, was sie da reinton.“ Auf mein Nachfragen, seit wann sie in festen Häusern wohnen, antwortet sie ausweichend. Eine Jahresangabe macht sie nicht. Ich frage nach, ob sie alle ihre Kinder im Zelt geboren hat (Umm Khalaf ist Mutter von sechs Söhnen und fünf Töchtern, ihr zweitältestes Kind, Khalaf, ist fünfzig Jahre alt, die jüngste Tochter Anfang Dreißig). Sie antwortet: „Nein, die anderen kamen in As-Sleimânîye zur Welt.“ (As-Sleimânîye ist das etwa dreißig Kilometer entfernte Dorf am Rande der Steppe, in dem sie bis heute wohnt. Umm Khalafs Familie bzw. die Familie ihres Ehemannes besitzt sowohl dort als auch im Dorf Ziyâra, in dem das zitierte Gespräch stattfand, Land, auf dem sie Getreide, Baumwolle und Gemüse anbauen.)

Auf den ersten Blick scheint es eindeutig, dass die Sesshaftwerdung dieser Familie (und vermutlich auch anderer Angehöriger ihrer Stammesfaktion) in etwa vor fünfzig Jahren begann: Das erste Kind wurde noch im Zelt geboren, jedoch schon das nächste Kind, zwei Jahre später, in dem Dorf, in dem die Erzählerin bis heute lebt.

Erst mit Kenntnis anderer Quellen ergibt sich die Möglichkeit, diesen Eindruck zu hinterfragen. So wurde das Dorf As-Sleimânîye erst nach der Flutung des Euphratstausees 1973 zum ganzjährigen Wohnort der Erzählerin. Bis zu diesem Zeitpunkt lebte Umm Khalaf im gleichnamigen Vorgängerdorf von Ziyâra, das heute vom Stausee überflutet ist. Erst nach der Flutung des Sees 1973 zog die Familie nach As-Sleimânîye. Zum Zeitpunkt des Umzugs waren Umm Khalafs Kinder also bereits auf der Welt. Doch wie sich aus anderen Gesprächen sowie aus schriftlichen Quellen ergibt, befanden sich die Frühjahrsweiden der Familie schon lange Zeit vor dem Umzug in As-Sleimânîye. Die „halbsesshaften“ Welde zogen nicht in permanenter Mobilität von Ort zu Ort, sondern bewegten sich in jahreszeitlichem Wechsel zwischen zwei mehr oder weniger festen Lagerplätzen bzw. Wohnorten hin und her. Noch heute entspricht jedem Dorf aus dem früheren Reservoirgebiet ein Dorf in der Region um As-Sleimânîye, oft verfügen Familien in beiden Dörfern über Grundbesitz. Die Aussage über den Geburtsort der Kinder kann also im saisonalen Wechsel verstanden werden, d. h. die älteste Tochter ist möglicherweise auf der Wanderung geboren, während die anderen Kinder zur Welt kamen, als der Lagerplatz bereits erreicht war. Über die Art und das Ausmaß der Mobilität und des Lebens im Zelt sowie über den Zeitpunkt der

Sesshaftwerdung kann Umm Khalafs Erzählung also nur Anstöße zu neuen Fragen, jedoch keine endgültige Antwort liefern.

Ein weiterer interessanter Punkt in Umm Khalafs Erzählung ist ihre Aussage über den Zugang zu medizinischer Versorgung. Der zunehmend enge Kontakt mit städtischen Zentren scheint sich aus der Inanspruchnahme ärztlicher Betreuung ablesen zu lassen, die von Generation zu Generation selbstverständlicher wird: Von der nächtlichen Geburt im Zelt zu „Doktoren und Krankenhaus“, die das Leben ihrer jüngeren Töchter und Schwiegertöchter erleichtern.

Auch hier erweist es sich jedoch bei genauerem Nachfragen, dass die Aussagen Umm Khalafs nicht ohne weiteres wörtlich genommen werden können. In individuellen Gesprächen berichteten mir auch die zwanzig- bis dreißigjährigen Mütter, dass sie ihre Kinder zwar nicht im Zelt, sondern im Lehmziegelhaus, jedoch in der Regel ohne ärztliche Betreuung zur Welt gebracht haben. Eine Ausnahme stellt nur Umm Khalafs jüngste Schwiegertochter dar, deren letzte Entbindung vor anderthalb Jahren tatsächlich unter Aufsicht eines Arztes verlief, nachdem die Schwangere im Krankenhaus untersucht worden war. Diese Ausnahme lässt sich damit erklären, dass die werdende Mutter Drillinge erwartete – eine nicht alltägliche Geburt also.

Umm Khalafs Erzählung fand in Gegenwart dieser Schwiegertochter statt, in deren Haushalt wir uns zu diesem Zeitpunkt aufhielten. Möglicherweise lässt sich aus ihrer Bemerkung darüber, wie leicht es „diese Generation“ doch habe, auch Kritik an ihrer Schwiegertochter ablesen: Diese beklagt sich oft über die Mühen eines Lebens mit drei gleichaltrigen Kleinkindern, die es ihr unmöglich machten, sich gebührend um ihren erstgeborenen Sohn sowie um die Reinhaltung des Hauses zu kümmern und auch noch für ihren Ehemann – den Sohn der Erzählerin – zu kochen.

Zur selben Generation wie Umm Khalaf gehört Umm Ahmad, die Schwiegermutter von Umm Khalafs Tochter Amîra. Nach ihrem Alltag als Mädchen und junge Frau befragt, berichtete sie mir: „Als junges Mädchen im Haus meiner Eltern (*bait ahlî*) habe ich gearbeitet, nicht wie die Mädchen heute! Zum Wasserholen bin ich vor Tagesanbruch, so vielleicht um halb vier Uhr morgens, mit dem Esel an den Euphrat gegangen. Dann haben wir das Wasser in die *jirba* (ein Wasserschlauch aus Ziegenleder) gefüllt, die Schläuche auf den Esel geladen und sind nach Hause<sup>14</sup> zurückgekehrt. Da kamen wir morgens an, so weit war der Weg!“ Ich frage nach, wie viele Kilometer ihr Haus denn damals vom Fluss entfernt war (ihr jetziges Haus wurde erst nach der Flutung des Euphratstausees gebaut und ist etwa 5 km vom ehemaligen Flussbett entfernt; die früheren, jetzt überfluteten Dörfer lagen in der Regel nicht weiter als 2 km vom Flussufer entfernt). Umm Ahmad sucht nach einer passenden Kilometerangabe und sagt

<sup>14</sup> „Nach Hause“ ist meine Übersetzung für den arabischen Ausdruck *ila'l-bait*. *Bait* bedeutet „Haus“ im Sinne von „Behausung“ und auch im Sinne von „Familie“. Mit *bait* kann sowohl ein Zelt als auch ein gemauertes, festes Haus bezeichnet werden.

dann erklärend: „Ja, wir hatten doch damals die Schafe, deswegen war unser *bait* immer in der *bâdiya*, nicht wie heute – im Dorf wohne ich erst seit meiner Heirat mit Abû Ahmad!“ [d. h. seit etwa fünfzig Jahren]. *Bait* bezieht sich also in Umm Ahmads Erzählung zunächst auf ein Zelt aus Ziegenhaar, danach auf das feste, aus Lehmziegeln gebaute Haus ihres Ehemanns. Bei näherem Nachfragen stellt sich heraus, dass der Lebensunterhalt von Umm Ahmads Familie vor ihrer Heirat ausschließlich auf der mobilen Schafhaltung beruhte und sich somit von der Mischwirtschaft der sesshaften oder halbsesshaften Bauern und Schafzüchter des Euphrattals abgrenzte.

Auch in der Fortsetzung von Umm Ahmads Erzählung wird dies immer wieder deutlich: Auf die Frage ihrer zuhörenden Schwiegertochter, ob sie – wie Umm Salaf – früher auch die „*jalaf*“ genannten runden Brotlaibe aus Gersten- und Hirsemehl gebacken habe (die vielen Angehörigen der jüngeren Generation als ein Symbol früherer Lebensweise gelten), antwortet sie beispielsweise: „Nein, *jalaf*, das haben wir nie gebacken, das taten nur die Bauern! Die *ahl ad-dîra*, die haben *jalaf* gebacken. Wir nicht.“

An die Sitten der Bauern und vor allem an deren Arbeiten musste sich Umm Ahmad jedoch mit ihrer Heirat gewöhnen. Die Familie ihres heute verstorbenen Mannes lebte hauptsächlich vom Ackerbau und bewohnte ein Haus aus Lehmziegeln. Kartoffeln und andere Feldfrüchte lernte die Erzählerin, wie sie sich erinnert, erst mit ihrer Heirat kennen: „Meine Schwiegermutter gab mir einen Eimer Kartoffeln und sagte: Koch du heute das Mittagessen. – Ich hatte noch nie Kartoffeln gesehen! Und sie musste mir erst erklären, wie man sie schält und zubereitet.“ Im Laufe ihres Ehelebens schaffte sich die Erzählerin freilich auch eine kleine, etwa dreißigköpfige Schafherde an. Bis vor einem Jahr, so berichtet Umm Ahmad, hatte sie noch neun Schafe, deren Milch, Joghurt und Wolle hauptsächlich für den Eigenbedarf verwendet wurden. Diese Schafe hat sie jedoch vor einem Jahr auf dem Wochenmarkt (*bizâr*) verkauft und von dem Erlös eine Kuh angeschafft – es sei einfach nichts mehr wie früher, Schafhaltung – selbst für den Eigenbedarf – sei unmöglich geworden, so erklärt sie mir: „Früher hatten wir Platz für unsere Schafe, die Steppe reichte von hier bis südöstlich von Maskana (*faug Maskana*). Heute ist alles Landwirtschaft, alles [Land] ist „Eigentum“ (*mulk*) – nirgendwo kann man seine Schafe mehr weiden lassen. Früher wäre es keinem Bauern eingefallen, von uns Geld dafür zu nehmen, dass unsere Schafe auf seinen Stoppelfeldern weiden! Wir gaben ihnen dafür ein wenig Joghurt oder *samn*, das war genug. Und wir selbst hätten nie daran gedacht, Joghurt zu verkaufen. Das wäre eine Schande (*'aib*) gewesen! Joghurt hat man selbst verbraucht oder anderen abgegeben; nur Käse und *samn* haben wir nach Aleppo verkauft.“

Die Lebensweise der Erzählerin veränderte sich im Augenblick ihrer Heirat grundlegend. Umm Ahmad wurde von der Nomadin zur Bäuerin, obwohl sie versuchte, diesen Bruch durch die Anschaffung und Haltung einer kleinen Schafherde im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu vermitteln. Selbst heute noch wird jedoch die rückblickende Abgrenzung der früheren Nomadin vom Lebensstil der

sesshaften *ahl ad-dîra*, zu denen die Familie ihres Mannes gehört, in ihrer Erzählung deutlich.

### Fazit

In beiden hier angeführten Beispielen wird der oben angesprochene „retrospektive Charakter“ lebensgeschichtlicher Erzählungen deutlich. Sowohl Umm Ahmad als auch Umm Khalaf reagieren auf das anwesende Publikum, das in beiden Erzählsituationen aus einer Gruppe jüngerer Frauen, darunter die ausländische Forscherin sowie ihre eigenen Töchter und Schwiegertöchter, besteht. Beide betonen die harte Arbeit, die ihre Jugend prägte und verbinden dies mit indirekter Kritik an ihren Töchtern und Schwiegertöchtern. Gleichzeitig drücken beide Erzählerinnen eine nostalgische Verklärung der Vergangenheit aus, in der das Leben „reiner“ war als in der Gegenwart – sowohl was die Ernährung und physische Gesundheit der Menschen betrifft als auch die Bewahrung sozial-wirtschaftlicher Verhältnisse, die noch unverdorben von der mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft verbundenen Kommerzialisierung und Entpersonalisierung waren.

Die hier zitierten biographischen Erzählungen reagieren auf die Erzählsituation: Bestimmte, ausgewählte Erinnerungen werden mit besonderer Betonung erzählt, um auf diese Art gegenwartsbezogene Aussagen an die Zuhörerinnen zu richten. Dennoch geht der Aussagewert selbst der hier angeführten bruchstückhaften und unvollständigen Erzählungen über diese auch von Paul hervorgehobene „subjektive und momentane Deutung von Lebenswirklichkeit“ hinaus. Dies wird besonders dann deutlich, wenn sich die jeweilige Erzählerin an konkrete Ereignisse und Bezugspunkte, wie etwa die Geburt der Kinder, das tägliche Wasserholen oder die – oben nicht zitierten – Begegnungen mit Aleppiner Händlern, die die Nomaden in der Steppe besuchten, erinnert und diese beschreibt. Verlagert sich die Erzählung jedoch auf allgemeinere Aussagen („man hatte ...“, „damals war es so, dass ...“), so wird sie meist ungenau und verliert damit an Aussagekraft. Allgemeiner formulierte Aussagen wiederholen oft bekannte Topoi oder gehen auf das ein, was die Fragende vermeintlich zu hören wünscht. In der Tat ergibt sich bei konkreten Nachfragen oft ein Widerspruch zwischen der allgemeinen Aussage („damals hatte eine Familie so 10 bis 15 Kamele und über dreihundert Schafe“) und der eigenen Lebenswirklichkeit („Mein Vater? Er hatte 50 Schafe und 2 Kamele – naja, wir gehörten nicht zu den Reichen“). Es empfiehlt sich daher, bei allgemeinen Aussagen immer noch einmal nach dem eigenen, konkreten Erleben zu fragen.

Für die Konstruktion einer Meta-Erzählung aus den verschiedenen biographischen Erzählungen ist eine Einbettung bzw. kritische Gegenlesung des hier vorgestellten Materials mit Informationen aus anderen Quellen notwendig. Diese können einer anderen Quellenart angehören (beispielsweise kann schriftliches

Material wie Statistiken, Reiseberichte, Monographien usw., aber auch Bildquellen – Photos, Zeichnungen, Filme – verwendet werden); auch Abgleichungen mit Erinnerungen anderer Erzähler, möglicherweise aus der gleichen Generation und Stammesfraktion, können zur genaueren Abgrenzung zwischen eigenen Erfahrungen der Erzählerinnen und allgemeineren *Topoi* nützlich sein.

Die in diesem Beitrag vorgestellten Erzählerinnen beteiligten sich allerdings nicht an der Konstruktion einer allgemeineren Meta-Erzählung über die Vergangenheit ihrer tribalen Gruppe. Die (Re-)konstruktion der Wandlungsprozesse, auf die sich die hier zitierten Erzählungen beziehen, erfolgt in diesem Fall allein durch die Forscherin.<sup>15</sup> Dies ist ein deutlicher Unterschied zu anderen, hier nicht zitierten Gesprächen: In Interviewsituationen mit anderen – insbesondere männlichen – Gesprächspartnern beteiligten sich die Erzähler durchaus an der Deutung und Konstruktion ihrer Familien- und Stammesgeschichte. Diese Differenz ist vermutlich auf Unterschiede in der jeweiligen Gesprächssituation sowie im sozialen Status der verschiedenen Erzähler und Erzählerinnen zurückzuführen.

In der weiteren Auswertung der Feldforschung ist zu prüfen, ob Erzählungen über innerfamiliäre „inter-personal relations“ tatsächlich im Sinne Bertaux' Aufschluss über die Entwicklung gesellschaftlicher „socio-structural relationships“ geben können. Zusammenfassend lässt sich jedoch bereits jetzt feststellen, dass eine Annäherung an „Interaktionen“ und „Übergänge“ zwischen nomadischer und sesshafter Lebensweise über biographische Methoden vielversprechend erscheint: In den genaueren und oft individuell unterschiedlichen Beschreibungen der konkret erlebten Alltagswirklichkeit wird im Gegensatz zu den allgemeineren Äußerungen die spezifische Aussagekraft biographischer Methoden deutlich. Aus lebensgeschichtlichen Erzählungen, die auf den ersten Blick nur wenig Auskünfte über das Verhältnis nomadischer und sesshafter Lebensweise geben, kann auf diese Art auch bisher unbekanntes empirisches Material erschlossen werden.

### Literatur

Abu-Lughod, L.: *Writing Women's Worlds*. Berkeley [u. a.] 1993.

Bertaux, D./C. Delcroix: „Case histories of families and social processes“, in: Prue Chamberlayne/Joanna Bornat/Tom Wengraf (eds.): *The turn to biographical methods in social science. Comparative issues and examples*. London 2000, 71–89.

Chamberlayne, P./J. Bornat/T. Wengraf: „The biographical turn“, in: P. Chamberlayne/J. Bornat/T. Wengraf (eds.): *The turn to biographical methods in social science. Comparative issues and examples*. London 2000, 1–30.

<sup>15</sup> Für den Hinweis auf die Bedeutung dieser Tatsache danke ich Jörg Gertel.

- Fuchs-Heinritz, W.: *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. 2. Aufl. Wiesbaden [1984] 2000.
- Paul, S.: „Bausteine zu einer Geschichte der Biographie-Forschung in Afrika“, in: *Paideuma* 42 (1996), 183–213.
- *Id.*: „Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie“, in: Gerd Jüttemann/Hans Thomae (Hgg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim 1998, 24–39.
- Rosenthal, G.: „Methodologische Implikationen“, in: *Ead.: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1995, 186–226.

# Statistiken oder: Wie werden „Nomaden“ in Marokko gemacht?

Ingo Breuer

*Einleitung*

Wie viele Nomaden gibt es in welchem Land, in welchem Bezirk, in welcher Gemeinde? In nicht wenigen der Länder des altweltlichen Trockengürtels werden in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen Volkszählungen durchgeführt. In den veröffentlichten Statistiken lässt sich dann die Anzahl der Nomaden für entsprechende Zählbezirke nachlesen; trägt man genügend Statistiken zusammen, so ergibt sich nach und nach ein Bild davon, welche Regionen mehr und welche weniger von nomadischen Lebensweisen geprägt sind.

Gerade aufgrund der scheinbaren Einfachheit und Eindeutigkeit des Bildes, das sich aus ihnen ableiten lässt, wird statistischen Daten oft erhebliche Autorität zugebilligt. Eine Vielzahl von Aussagen, die über Nomaden produziert werden, beruhen letztendlich auf offiziellen Statistiken. Diese spielen somit eine prominente Rolle bei der Konstruktion von Wissen über nomadische Gruppen, haben aber auch direkte Rückwirkungen auf die Nomaden selbst, da sie nicht selten als Entscheidungsgrundlage beispielsweise für entwicklungspolitische Interventionen verwendet werden.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, am Beispiel der letzten marokkanischen Volkszählung (1994) Mechanismen bei der Konstruktion des „Nomadischen“ aufzuzeigen. Daran soll zweierlei verdeutlicht werden: Zum Ersten ist Datenproduktion immer in einen sozialen Prozess eingebunden. Damit sind auch die inhaltlichen Aussagen von Statistiken letztendlich sozial konstruiert. Zum Zweiten geht es um das Problem der Repräsentation: Jede Methode der Datenerhebung (in diesem Fall: die standardisierte Befragung) generiert Aussagen, die keinesfalls mit der beobachteten sozialen Realität deckungsgleich sind, sondern lediglich als Repräsentation eines bestimmten Ausschnittes sozialer Realität verstanden werden können.<sup>1</sup> Die spezifischen Eigenschaften der Datenerhebungsmethode strukturieren somit die inhaltlichen Ergebnisse: Im vorliegenden Fall bestimmt die Tatsache, dass die marokkanische Volkszählung auf standardisierten Interviews beruht, das Bild, das über Nomaden in Marokko entsteht, maßgeblich mit – und verzerrt es mitunter auch.

---

<sup>1</sup> Vgl. Gertel (2004).

Eine erschöpfende Diskussion der Methodik standardisierter Befragungen kann und soll an dieser Stelle nicht geleistet werden;<sup>2</sup> einführend seien lediglich einige Merkmale benannt, die Aufschluss über die Art der Repräsentationsprobleme geben können, die mit dieser Methode verbunden sind. Zentrales Merkmal der Methode ist zunächst die Standardisierung. Der Begriff bezieht sich auf die Tatsache, dass Frageformulierungen, Antwortmöglichkeiten und die Fragenreihenfolge für jedes Interview gleich sind: Jedes einzelne Interview läuft nach demselben vorgegebenen Muster ab. Die Standardisierung soll die Vergleichbarkeit zwischen den einzelnen Interviews sicherstellen. Dies bedeutet allerdings, dass in verschiedenen lokalen und sozialen Kontexten dieselben Frageformulierungen, Begriffe und Kategorien verwendet werden müssen – was, wie weiter unten gezeigt wird, gerade bei Phänomenen, die regional extrem differenziert sind und auch von verschiedenen Befragten unterschiedlich wahrgenommen werden, zu inhaltlichen Verzerrungen führen kann. Zum Zweiten ist die standardisierte Befragung beschränkt auf Themenstellungen, die dem Befragten bewusst sind und die er verbalisieren kann; gerade bei Analphabeten muss das nicht unbedingt für alle Themenfelder, die ein Fragebogen erfassen möchte, der Fall sein. Die Befragungssituation kann drittens eine hohe Reaktivität der befragten Personen zur Folge haben,<sup>3</sup> was insbesondere in politischen Kontexten, in denen Nomaden als „rückständig“ oder gar als potentielle Gefährdung gelten, großen Einfluss auf die Ergebnisse hat.

Entscheidend ist außerdem, dass Zeitpunkt der Befragung, Themen, Fragen und Antwortmöglichkeiten lange vor der Befragung festgelegt werden müssen. Die Entscheidungen darüber, wer wann und wo über was befragt wird und welche Kategorien den Antwortmöglichkeiten zu Grunde liegen sollen, werden in einem sozialen Prozess ausgehandelt, in den nicht nur befragungspraktische, sondern auch politische Erwägungen mit einfließen können. Beispielsweise werden bereits durch die Entscheidung über Ort und Zeit der Befragung die Aussagen der Befragten und damit mögliche Ergebnisse vorstrukturiert. Ähnliche Prozesse laufen ab, wenn in der nach der Befragung stattfindenden Datenanalyse die erhobenen Aussagen in Zahlen überführt, diese dann in Variablen codiert und schließlich die primären Variablen zu komplexen Variablen zusammengefasst werden.<sup>4</sup>

Leitfragen des vorliegenden Beitrages sind somit folgende: Wie lief in der genannten Volkszählung die Datenproduktion ab, d. h. wie kamen die Daten in ihrer existierenden Form zustande? Was hat das für Konsequenzen für das Bild von Nomaden in Marokko, das aus den entsprechenden Statistiken ablesbar ist? Wie korrespondiert dieses Bild mit anderen empirischen Befunden? Zur Aufar-

<sup>2</sup> Für eine Einführung bzw. einen Überblick siehe beispielsweise Friedrichs (1999), Dickmann (1996), Atteslander (2000).

<sup>3</sup> Reaktivität bedeutet, dass befragte Personen, wissend, dass sie „erforscht“ werden, evtl. andere Aussagen machen, als wenn sie dies nicht wüssten.

<sup>4</sup>

beitung dieser Fragen werden in den folgenden Abschnitten zunächst die existierenden Daten über Nomaden vorgestellt und danach in Bezug auf ihren Produktionsprozess, die verwendeten Kategorien und die daraus ableitbaren inhaltlichen Ergebnisse kritisch betrachtet.

### *Offizielle statistische Aussagen über Nomaden in Marokko*

Statistische Aussagen über Nomaden in Marokko werden von offizieller Seite in Publikationen des staatlichen Statistikamtes getroffen: In den Veröffentlichungen der letzten Volkszählung, die 1994 stattfand, wird für jede Gemeinde die Anzahl der Nomaden angegeben, und zwar jeweils nach Personen und nach Haushalten.<sup>5</sup> Der Gesamtbefund ist dabei folgender: Im September 1994 existierten in Marokko 12.675 nomadische Haushalte mit insgesamt 87.831 Mitgliedern, den Nomaden. Diese stellten damit 0,34% der Gesamtbevölkerung bzw. 0,69% der ländlichen Bevölkerung Marokkos. Die Grundaussage dieser Statistik – die räumliche Verteilung der Nomaden – ist in Abb. 1. als Karte dargestellt.

Das Bild, das sich hieraus ergibt, ist zunächst ebenso einfach wie einleuchtend: Die Nomaden konzentrieren sich klar auf vier naturräumliche Einheiten, nämlich (A) die Steppen- und Halbwüstengebiete der ostmarokkanischen Hochplateaus, (B) die kontinentalen Halbwüsten- und Wüstengebiete südöstlich des Hohen Atlas, (C) den Südosthang des Zentralen Hohen Atlas sowie (D) die ariden atlantischen Regionen Südwestmarokkos (vgl. Abb. 1.). Die ostmarokkanischen Hochplateaus bilden mit Abstand das wichtigste Nomadengebiet: Mehr als die Hälfte der gesamten Nomaden Marokkos konzentrieren sich dort. Die Hochplateaus sind überdies die einzige Region, in der Nomaden in vielen Gemeinden die Mehrheit der ländlichen Bevölkerung darstellen (in den drei Gemeinden Abou Lakhhal, Maatarka und Tendrara sogar 100%); in den meisten anderen Gebieten sind die Nomaden eine winzige Minderheit.

Alle Nomadengebiete haben jedoch folgende Gemeinsamkeiten: Als Regionen peripherer Lage liegen sie weit entfernt von den wirtschaftlichen Kernräumen und Ballungszentren. Es handelt sich zudem fast ausschließlich um aride oder semiaride Gebiete, in denen – abgesehen von punktueller Oasenwirtschaft – extensive Haltung von Schafen, Ziegen oder Dromedaren die einzig mögliche agrarische Bodennutzungsform darstellt. Historisch gesehen rückten diese Gebiete seit der französischen Protektoratszeit an die wirtschaftliche Peripherie: Sie zählten zum *Maroc inutile*, den Gebieten des Protektorats, in dem keinerlei Agrarkolonisation und, abgesehen von Bergbau, auch keine Entwicklung moderner Wirtschaftssektoren stattfand.

<sup>5</sup> Vgl. MCP-DS (1995b).

Die Frage, wer aus sozioökonomischer Sicht diese Nomaden sind, d. h. ob sie beispielsweise besonders benachteiligten Gruppen angehören, ist anhand der Volkszählungsdaten sehr viel schwieriger zu beantworten, da in keiner der Publikationen der Statistikbehörde die Daten in einer Form veröffentlicht sind, die es erlauben würde, Nomaden direkt anhand sozioökonomischer Indikatoren mit anderen Gruppen zu vergleichen; man muss wie in folgendem Beispiel einen indirekten Zugang wählen.

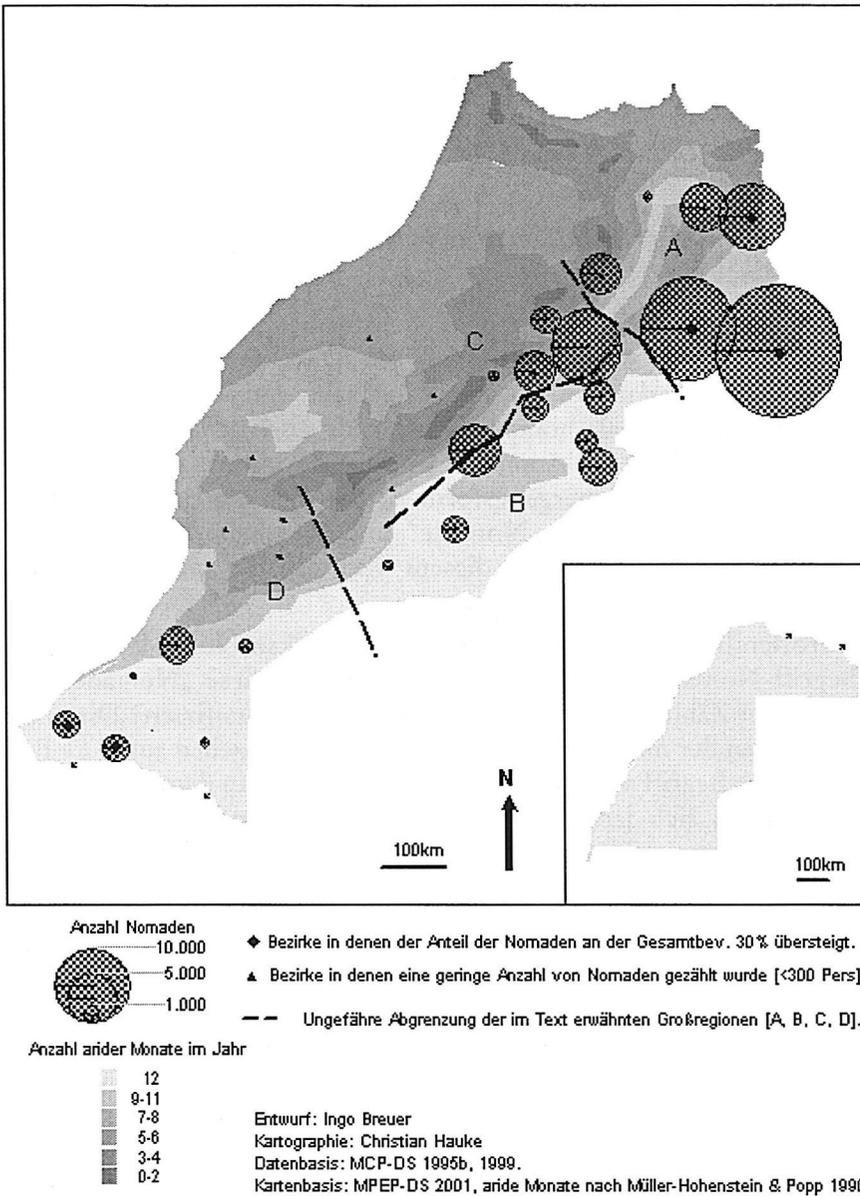
In Abb. 2. sind exemplarisch ausgewählte sozioökonomische Daten für die ostmarokkanische Provinz Figuig dargestellt. In dieser Provinz konzentrieren sich gut 43% der Nomaden Marokkos, verteilt auf 9 (von insgesamt 10) Gemeinden. Bei einem Vergleich der Gemeinden mit hohem Nomadenanteil mit der städtisch-sesshaften Bevölkerung der Region fallen – sieht man von einzelnen Ausnahmen<sup>6</sup> ab – drei Aspekte auf: (1) Das niedrigere Heiratsalter der Frauen, (2) die – bei Männern wie bei Frauen – sehr hohe Analphabetenquote und (3) die überdurchschnittliche Haushaltsgröße. Die Nomaden wären also, zumindest in diesem Fall und nach Aussage dieser Indikatoren, gegenüber der sesshaften Bevölkerung als sozial benachteiligte Gruppe anzusprechen. Gleichzeitig machen einige Ergebnisse jedoch stutzig: Wie ist es beispielsweise möglich, dass in den Gemeinden Ain Chouater und Beni Guil offensichtlich ein nicht geringer Anteil von Nomaden über Wasser- und Stromversorgung verfügt?

Führt man eigene Zählungen durch oder konsultiert empirische Studien, so ergeben sich, besonders bei kleinräumiger Betrachtungsweise, eklatante Widersprüche zu den Volkszählungsergebnissen. Folgendes Beispiel illustriert das: Nach Aussage der Volkszählungsdaten gab es 1994 in der Gemeinde Msemrir (die zu diesem Zeitpunkt insgesamt 5993 Einwohner zählte) 34 nomadische Haushalte mit insgesamt 222 Mitgliedern. Davon entfielen 28 Haushalte (186 Personen) auf die drei Dörfer Ait Yazza, Tabouydant und Ait Ounebgui. Eine eigene Haushaltszählung im Frühjahr 2002 ergab für diese drei Dörfer, dass 68 Haushalte über einen nomadisierenden Teil verfügen oder, im selteneren Fall, als ganzer Haushalt nomadisieren.<sup>7</sup> Eine Liste der lokalen Agrarbehörde, die sich auf das Jahr 2000 bezieht, nennt für diese drei Dörfer wiederum 79 Personen, die angaben, im folgenden Sommer mit ihren Herden auf die Hochweiden ziehen zu wollen.

<sup>6</sup> Ausnahme ist vor allem die Gemeinde Ain Chouater, in der offensichtlich größere Entwicklungsinterventionen stattgefunden haben (Wasser, Strom, Alphabetisierung).

<sup>7</sup> Die von mir verwendete Definition für „Nomaden“ lautet folgendermaßen: (a) Die entsprechenden Personen leben zumindest in der entsprechenden Saison (also: nicht ganzjährig) in bodenvagen Behausungen (Zelten, Höhlen oder provisorischen Bruchsteinhütten), und (b) sie betreiben von diesen Behausungen aus extensive Viehwirtschaft (Schafe, Ziegen, Dromedare) auf kollektiv genutzten Weiden. Diese Definition ist jedoch nur für den lokalen Kontext, in dem ich gearbeitet habe, sinnvoll und nicht ohne weiteres auf andere Regionen Marokkos anwendbar. Sie umfasst eine Reihe von (halbsesshaften) Übergangsphänomenen, die für die Region typisch sind.

Abb. 1. Die räumliche Verteilung von „Nomaden“ in Marokko, nach Daten der Volkszählung von 1994.



Solche Widersprüche werfen Fragen auf nach dem Entstehungsprozess der offiziellen Daten. Sie hängen, so wird im Folgenden argumentiert, eng damit zusammen, wie und mit Hilfe welcher Konzepte die Datenproduktion bei der Volkszählung stattfand. Bevor deshalb das Bild, das die Karte vom nomadischen Marokko zeichnet, weiter mit anderen empirischen Befunden verglichen wird, soll im Folgenden zunächst auf den Prozess der Datenproduktion eingegangen werden. Leitfrage dabei ist: Wer wurde in der Volkszählung als Nomade gezählt und wer nicht – und wie hängt das mit den bei der Zählung verwendeten Konzepten zusammen?

*Wer ist Nomade? oder: Repräsentation von Nomaden auf der Mikroebene*

In Marokko befinden sich nomadische Lebensformen (die überdies selten in „reiner“ Form vorhanden waren) spätestens seit Mitte des 20. Jh.s in partieller Auflösung, in deren Verlauf es zu einer Vielzahl von Überlebensstrategien kommt, die nicht eindeutig als nomadisch oder als sesshaft klassifizierbar sind. Die Gegenwart nomadischer Phänomene in Marokko wäre treffender zu beschreiben als Mosaik von Übergangsformen, die sich entlang verschiedener Achsen zwischen den Idealtypen „Nomade“ und „Sesshafter“ anordnen.<sup>8</sup> Wer Nomade ist und wer nicht, ist in diesem Kontext oft nicht eindeutig zu bestimmen.

In den Veröffentlichungen der marokkanischen Volkszählungsdaten von 1994 wird der Begriff Nomade jedoch verwendet. Wer sind diese „Nomaden“? Wie wurde während der Zählung eine Person als nomadisch klassifiziert? Die zugänglichen Publikationen der marokkanischen Statistikbehörde geben auf diese Fragen keine Antwort: Der Begriff wird an keiner Stelle definiert. In den entsprechenden Publikationen finden sich jedoch Erläuterungen, aus denen auf den Produktionsprozess der Daten geschlossen werden kann, und damit auch darauf, wie die Unterscheidung Nomade-Nichtnomade stattgefunden haben mag:

[L]es informations sont recueillies par le biais d'un certain nombre de questionnaires qui concernent différentes catégories de la population (ménages ordinaires, population comptée à part, etc.). Il s'agit notamment de la feuille de ménage et de logement, de la feuille de population comptée à part, de la feuille de population nomade, de la feuille de population de passage dans les hôtels et assimilés, etc.<sup>9</sup>

La population visée par le recensement est la population légale (de droit). (...) La méthode de recensement adoptée est celle de l'interview directe (porte à

<sup>8</sup> Vgl. Gertel et al. (2002).

<sup>9</sup> MCP-DS (1995a: 17).

porte); l'agent recenseur procède selon un itinéraire préalablement établi au ratissage de tous les ménages relevant de sa zone d'action. (...) Certaines catégories de la population sont toutefois recensées selon des méthodes spécifiques. (...) Des équipes de techniciens de recensement ont été détachées, (...) afin de (...) préparer des listes des institutions de population comptée à part.<sup>10</sup>

Die Zählung geschah diesen Erläuterungen nach durch direkte Interviews mit Haushaltsvorständen, und zwar nach der Tür-zu-Tür-Methode. Bestimmte Teile der Bevölkerung, und das ist entscheidend, wurden jedoch gesondert gezählt; für sie gab es überdies spezielle Fragebögen. Betroffen sind unter anderem Nomaden,<sup>11</sup> Obdachlose und Personen, die zur Zeit der Zählung in Hotels wohnten. Listen dieser Bevölkerungsgruppen, also auch von Nomaden, wurden *vor der Zählung* erstellt, und zwar nicht nach der Tür-zu-Tür-Methode, sondern über „Institutionen“, die den Zugang vermittelten. Im Fall der Nomaden waren dies vermutlich die Oberhäupter der Stammesfraktionen (*cheikh, amghar*): Diese haben im ländlichen Marokko unter anderem die Funktion von Mittelsmännern zwischen Bevölkerung und staatlicher Verwaltung, und es gehört zu ihren Aufgaben, den verschiedenen Verwaltungsinstanzen gerade auch demographische Informationen zu liefern. Nicht jeder *cheikh* hat dasselbe Konzept davon, was ein Nomade ist und wer als solcher bezeichnet werden soll; Aussagen darüber, wer Nomade ist und wer nicht, stehen zudem in einem politischen Raum, gerade wenn sie von Personen gemacht werden, die eine tragende Rolle in der Lokalpolitik spielen. Aus diesen Gründen geben die Daten vermutlich lediglich Auskunft darüber, wieviele Personen von ihren jeweiligen Stammesoberhäuptern als Nomaden bezeichnet werden.

Des Weiteren ist wichtig, dass sich die Zählung auf die „population légale“ bezog, auf die Bevölkerung von Rechts wegen. Dies hat zur Konsequenz, dass die Nomaden in ihrem Ursprungsgebiet gezählt wurden, d. h. in der Gemeinde, in der sie verwaltungstechnisch gesehen ihren Wohnort haben (in vielen Fällen auch einen sesshaften Haushaltsteil; vgl. nächster Abschnitt). In der Karte sind deshalb nur Herkunftsgebiete von Nomaden sichtbar, nicht die Zielgebiete.<sup>12</sup>

<sup>10</sup> MCP-DS (1999).

<sup>11</sup> Die Befragung von Nomaden mit eigenen, speziell für Nomaden entworfenen Fragebögen, war zunächst geplant worden, wurde dann jedoch aus mir unbekanntem Gründen nicht durchgeführt. Offensichtlich wurden die Nomaden letztendlich mit den gleichen Fragebögen wie die Sesshaften befragt. In der veröffentlichten Statistik taucht somit lediglich die Anzahl der Nomaden pro Gemeinde auf.

<sup>12</sup> Weitere Fragen wirft der Zeitpunkt der Zählung auf: Die Volkszählung fand zwischen dem 2. und dem 20. September 1994 statt, zu einer Jahreszeit also, in der sich viele nomadische Gruppen in weiter Entfernung von ihrem Heimatort befanden. Auf welche Weise Informationen über diese Gruppen eingeholt wurden, ist anhand der Publikationen der Statistikbehörde nicht nachvollziehbar.

Abb. 2. *Sozioökonomische Situation von Nomaden in Marokko nach Daten der Volkszählung von 1994, dargestellt am Beispiel der Provinz Figuig.*

Gemeinde	Anteil Nomaden an Gesamtbev.	Haushaltsgröße	Heiratsalter Frauen	Analphabetenquote		Wasserversorgung	Stromversorgung
	[%]			Männer	Frauen		
	[%]	[Pers.]	[Jahre]	[%]		[%]	[%]
<b>Ländliche Bevölkerung der Gemeinden:</b>							
Beni Tadjite	0	5,5	23,7	36,3	71,4	0,3	12,4
Boumerieme	14,3	4,7	20,0	79,1	98,0	0	0
Talsinnt	24,8	5,0	21,4	69,5	85,1	4,0	15,3
Ain Chouater	24,8	7,0	24,4	43,7	65,5	100,0	99,4
Bouanane	44,8	7,4	22,4	60,3	80,7	15,6	54,4
Beni Guil	79,0	7,3	21,3	74,6	89,8	41,1	54,8
Bouchaouene	84,3	4,7	18,4	92,1	98,0	0	3,2
Abou Lakhal	100,0	7,8	18,6	90,5	97,0	---	---
Maatarka	100,0	7,7	19,7	86,1	98,3	---	---
Tendrara	100,0	7,6	23,4	82,8	95,8	---	---
<b>Vergleichseinheiten:</b>							
Centres	0	5,2	24,2	24,1	49,0	69,8	91,0
Stadt Bouarfa	0	5,4	24,5	23,8	47,0	87,4	79,4

Entwurf: Ingo Breuer *Datenquelle:* MCP-DS (1999).

*Erläuterungen:* --- = „Keine Angabe möglich“, d. h. vermutlich nicht vorhanden.

Die Aufstellung bezieht sich auf die gesamte Provinz Figuig, aufgeschlüsselt nach Landgemeinden (*communes rurales*). Die Angaben beziehen sich auf die ländliche Bevölkerung, d. h. ausgenommen sind städtische Kleinsiedlungen innerhalb einer Landgemeinde (*centre*), von denen es in der Provinz vier gibt (Beni Tadjite, Bouanane, Talsinnt, Tendrara). Als Vergleichsgrößen wurden herangezogen: (1) Die *centre*-Bevölkerung der Provinz (drei *centres* mit je ca. 4.000 Einwohnern; ausgenommen ist das *centre* Tendrara). (2) Die Provinzstadt Bouarfa (ca. 20.000 Einwohner). Da Figuig, alte Oasensiedlung und gleichzeitig das Verwaltungszentrum der Provinz, kulturgeographisch eine Besonderheit darstellt, wurde sie bei den Vergleichen nicht berücksichtigt.

Ausgehend von diesen Überlegungen stellt sich die grundsätzliche Frage, nach welchen Kriterien eine Einteilung der Bevölkerung in Nomaden und Nicht-Nomaden im marokkanischen Kontext und im Rahmen einer Volkszählung überhaupt sinnvoll und machbar wäre. Idealerweise sollten die entsprechenden Kriterien zwei Bedingungen erfüllen: Sie müssen ohne großen Zeitaufwand abfragbar und für die Zielbevölkerung verständlich sein.

Die folgende Aufstellung zeigt oft genutzte Abgrenzungskriterien für Nomaden und die Schwierigkeit ihrer Anwendung im marokkanischen Kontext:<sup>13</sup>

1. Nutzung von bodenvagen *Behausungen*:<sup>14</sup> In Marokko werden solche Behausungen – und sei es nur saisonal oder zeitweise – von sehr verschiedenen Gruppen von Tierhaltern genutzt (auch sesshaften), deren Tierzuchtformen sich in ihrem Mobilitätsgrad erheblich voneinander unterscheiden.

2. Bestimmte räumliche *Mobilitätsmuster*:<sup>15</sup> Im marokkanischen Kontext von Übergangsprozessen dient räumliche Mobilität meist mehreren Aktivitäten gleichzeitig: So kann z. B. ein bestimmter Ortswechsel – selbst wenn er traditionellen nomadischen Routen folgt und die Herde mitgeführt wird – mit Handel, Gelegenheitsarbeit oder anderen Aktivitäten begründet sein; Viehzucht ist dann nur noch Nebeneffekt.

3. Der wichtigste Teil des *Einkommens* stammt aus (mobiler) Viehzucht:<sup>16</sup> Im Kontext von Übergangsprozessen kommt es zu verschiedensten Einkommenskombinationen und Mehrfachberufen. Die Einkommenszusammensetzung fluktuiert dabei zeitlich sehr stark, da Gelegenheitsjobs, z. B. im informellen Sektor, schnell gewechselt werden. Der Beitrag mobiler Viehzucht zum Einkommen ist in diesem Kontext zwar bestimmbar, aber nur mit sehr hohem Aufwand, was in Volkszählungen normalerweise nicht geleistet werden kann.

4. Eine andere Alternative wäre die *Selbstbezeichnung* der befragten Personen:<sup>17</sup> Nomade wäre dann der, der sich als solcher bezeichnet. In Marokko existieren jedoch regional verschiedene Bezeichnungen, die auch in ihrer Bedeutung nicht deckungsgleich sind, und sich nicht selten auch auf andere Gruppen erstrecken: Beispielsweise werden bei den Ait Atta von Oussikis-Msemrir zwei Kategorien von Personen als Nomaden (*irahhaln*) bezeichnet: Einerseits die Personen, die eine Herde so genannter *tirahhalîn*-Tiere besitzen.<sup>18</sup> Diese Personen nomadi-

<sup>13</sup> Scholz (1995) schlägt für eine Abgrenzung von Nomadismus eine umfassende Kombination mehrerer Kriterien vor; ginge man nach diesen vor, bliebe ein großer Teil der Übergangsformen unsichtbar.

<sup>14</sup> Scholz & Janzen (1982).

<sup>15</sup> Vgl. Ehlers & Kreutzmann (2000); Janzen (1999).

<sup>16</sup> Vgl. Scholz (1995).

<sup>17</sup> Vgl. Gertel et al. (2002).

<sup>18</sup> Im Untersuchungsgebiet wird – bezogen auf Schafe und Ziegen – zwischen zwei Kategorien von Tieren unterschieden: Die erste Kategorie – bezeichnet als *tibeldiyîn* – bilden Tiere, die innerhalb des Dorfes im Stall gehalten und höchstens zeitweise tagsüber auf die Weiden in unmittelbarer Nähe des Dorfes geführt werden. Davon klar unterschieden werden die als

sieren jedoch keinesfalls immer selbst; es handelt sich oft um Herdenbesitzer, die ihre Herde von einem oder mehreren Familienmitgliedern oder von einem angestellten Lohnhirten betreuen lassen. Des Weiteren werden all diejenigen als Nomaden bezeichnet, die nomadisierende Herden betreuen, egal ob sie Besitzer der Herde sind.

Zusätzlich zu den genannten Problemen besteht bei allen Kriterien das Abgrenzungsproblem zwischen Nomaden und Personen, die andere – in Marokko in sehr vielfältigen Ausprägungen vorhandene – Formen mobiler und halbmobiler Viehzucht betreiben.

Es wird somit deutlich, dass kein Kriterium eine eindeutige Unterscheidung zwischen Nomaden und Sesshaften garantieren kann. Organisatoren von Volkszählungen stehen jedoch vor dem Dilemma, sich trotzdem auf einfache und für eine Volkszählung handhabbare Kriterien festlegen zu müssen. Begreift man die nomadischen Phänomene Marokkos als Mosaik oder als unregelmäßiges Kontinuum von Übergangsformen, dann wird durch die Festlegung auf ein Kriterium (oder auf eine spezifische Kombination mehrerer Kriterien) innerhalb dieses Kontinuums willkürlich eine Grenze gesetzt zwischen den Phänomenen, die als „nomadisch“ zu bezeichnen sind, und denen, die nicht mehr in diese Kategorie fallen. Diese Grenze sichtbar zu machen ist Aufgabe einer Dekonstruktion solcher Daten.

### *„Nomadische Haushalte“ und die Frage nach der Analyseeinheit*

Zusätzlich zu den bisher diskutierten Fragen stellt sich bei jeder standardisierten Erhebung die Frage nach der sinnvollen Analyseeinheit. Wenn es darum geht, mit Hilfe von Statistiken bestimmte ökonomische Fragen zu bearbeiten, wird in der Regel nicht das Individuum als Analyseeinheit herangezogen, sondern der Haushalt, da viele ökonomische Prozesse – beispielsweise solche, die der Existenzsicherung dienen – auf dieser Ebene sinnvoller analysierbar sind. Dementsprechend gehen fast alle Volkszählungen vom Haushalt als grundlegender Analyseeinheit aus; dies gilt auch für die marokkanische Nomadenstatistik.

Allerdings bieten sich sehr viele verschiedene Möglichkeiten, „Haushalt“ zu definieren. Welche Definition zweckmäßigerweise zu wählen ist, hängt von der Zielsetzung der jeweiligen Studie ab und auch vom regionalen Kontext, in dem die Untersuchung stattfindet; im Folgenden soll daher die Frage erörtert werden, mit Hilfe welcher Analyseeinheit Nomaden in der marokkanischen Statistik er-

---

*tirahhalîn* bezeichneten Tiere, die auf weit vom Dorf entfernten Weiden von zumindest zeitweise in bodenvagen Behausungen (Zelten, Höhlen oder einfachen Bruchsteinhütten) lebenden Personen gehütet werden.

fasst und repräsentiert werden, welche Konsequenzen daraus hervorgehen und welche Alternativen denkbar sind.

Die in Volkszählungen wohl meistgenutzte Haushaltsdefinition<sup>19</sup> ist die der (1) *gemeinsamen Wohnung*: Ein Haushalt ist eine Gruppe von Personen, die zusammen wohnen. In Daten, die im Zusammenhang mit Studien über Armut und Existenzsicherung erhoben werden, finden sich in der Regel aber andere Konzepte, von denen einige hier exemplarisch genannt seien: Weit verbreitet ist z. B. das Konzept vom Haushalt als (2) *income pooling unit*. Ein Haushalt ist hier eine Gruppe von Personen, in der die Einkommen der einzelnen Gruppenmitglieder (jeweils ganz oder teilweise) „in einen Topf geworfen“ werden und damit einer Umverteilung innerhalb der Gruppe zugänglich sind. Ein eher betriebswirtschaftlich orientiertes Haushaltskonzept betrachtet den Haushalt als (3) *Produktionseinheit*: Der Haushalt ist eine Gruppe von Personen, die zusammen ein Erbe an Produktions- und Reproduktionsmitteln (Felder, Herden, Häuser u. v. m.) besitzen und dieses, i. d. R. als Familienbetrieb, zusammen bewirtschaften. In Studien über Ernährungssicherheit wiederum kann das Kriterium des (4) *gemeinsamen Konsums* entscheidend sein: Zum Haushalt gehören dann alle, die regelmäßig gemeinsam Mahlzeiten einnehmen.

Für den Kontext des ländlichen Marokko ist zunächst entscheidend, dass diese vier Gruppen nicht deckungsgleich sind. So haben z. B. viele Familien Mitglieder, die temporäre Arbeitsmigration betreiben; das Einkommen dieser Migranten fließt manchmal ganz, manchmal teilweise, oft aber auch gar nicht in den gemeinsamen „Pool“. Noch komplizierter wird die Situation, wenn man Gruppen betrachtet, die teilweise (noch) nomadische Aktivitäten betreiben: So ist die Situation bei den meisten Gruppen des zentralen Südmarokko (Abb. 1. Gebiete B und C) dadurch gekennzeichnet, dass Familien sich in einen sesshaften (im Haus wohnenden) und einen nomadischen (im Zelt wohnenden) Teil aufteilen. Die beiden Teile bleiben jedoch hinsichtlich ihrer Existenzsicherungsstrategien eng verbunden und bilden eine Reproduktionseinheit: Herden, Haus und Felder sind gemeinsamer Besitz; Arbeitskraft wird je nach Bedarf zwischen nomadischem und sesshaftem Familienteil umverteilt; meist werden wichtige Entscheidungen über Ressourcenallokation von einem gemeinsamen Haushaltsoberhaupt, das nomadisch oder sesshaft sein kann, getroffen, und zwar für beide Teile der Reproduktionseinheit; in vielen Fällen werden überdies die Ausgaben aus einem gemeinsamen Topf bestritten; die Gruppe wohnt jedoch normalerweise weder zusammen noch werden gemeinsame Mahlzeiten eingenommen.

Brächte man nun bei einer Befragung die Haushaltsdefinition des gemeinsamen Wohnens oder Essens zur Anwendung, würde jede dieser Reproduktionseinheiten als zwei Haushalte gezählt, einer nomadisch und der andere sesshaft. Für die Analyse von Existenzsicherungsstrategien wären die auf dieser Basis erhobenen Daten jedoch unbrauchbar, da die Reproduktionseinheiten, innerhalb

<sup>19</sup> Zu Haushaltsdefinitionen und -konzepten vgl. exemplarisch Smith et al. (1984).

derer Existenzsicherung stattfindet, zerschnitten würden. Verwendet man eines der anderen Haushaltskonzepte, entfällt diese Zerschneidung. Das Ergebnis ist dann jedoch, dass die Grenzen zwischen nomadisch und sesshaft innerhalb von Haushalten verlaufen: Haushalte, in denen Nomaden zu finden sind, enthalten damit typischerweise einen nomadischen und einen sesshaften Teil.

Zur Veranschaulichung zeigt Abb. 3. exemplarisch das Aktivitätsprofil einer 2002 in der Gemeinde Msemrir aufgenommenen Familie. Ihre Struktur ist typisch für das Untersuchungsgebiet und – im Vergleich mit anderen Familien – keineswegs übermäßig kompliziert. In diesem Beispiel haben die im Dorf Sesshaften und die Nomaden gemeinsame Ausgaben: Vater Moha kauft jede Woche auf dem Markt ein und versorgt die Nomaden bei seinen Besuchen mit den Nahrungsmitteln für die nächste Woche. Die Mitglieder der dargestellten Gruppe schlafen jedoch nicht in der gleichen Unterkunft und nehmen keine gemeinsamen Mahlzeiten ein. Die Einkünfte der Wanderarbeiter fließen in den gemeinsamen Pool, aus dem dann die Wanderarbeiter einen bestimmten Betrag pro Monat zugeteilt bekommen, mit dem sie ihre Lebenshaltungskosten in der Stadt bestreiten.

Das Beispiel verdeutlicht nicht nur die enge Verzahnung von Nomaden und Sesshaften innerhalb einer Familie, sondern wirft auch die Frage danach auf, wer als Nomade betrachtet werden soll und wer nicht: Nimmt man beispielsweise die Arbeit mit der Herde als Abgrenzungskriterium, so bestehen bei fünf Familienmitgliedern Schwierigkeiten (in Abb. 3. mit „S/N“ gekennzeichnet), sie eindeutig dem nomadischen oder dem sesshaften Familienteil zuzuordnen: Ein Beispiel für einen solchen Grenzfall ist der Vater: Er pendelt ständig zwischen den Nomaden und dem Haus im Dorf hin und her; dabei versorgt er die Nomaden mit auf dem Markt gekauften Nahrungsmitteln, hilft zeitweise bei den Hütearbeiten mit und trifft alle wichtigen Entscheidungen bezüglich Weideplätzen sowie Kauf und Verkauf von Tieren. Von den 17 dargestellten Personen wären, je nach Klassifikation, entweder fünf oder zehn Personen als Nomaden anzusprechen. In Abhängigkeit vom Zählmodus kann der vorliegende Haushalt demnach sowohl als nomadisch als auch als sesshaft repräsentiert werden.

Bei folgendem Beispiel einer anderen Familie stellen sich die Kriterien, die für eine Haushaltsabgrenzung relevant sind, jedoch völlig anders dar:

Diese Familie verfügt über einen nomadischen Teil, der fast das gesamte Jahr auf Weiden nomadisiert, die weit vom Dorf entfernt sind. Zum nomadischen Haushaltsteil gehören jedoch nur Männer; deren Frauen und Kinder wohnen im Dorf beim sesshaften Haushaltsteil. Was tägliche Bedürfnisse angeht, so haben die beiden Gruppen keine gemeinsamen Ausgaben: Die Nomaden bestreiten ihre täglichen Ausgaben durch Verkauf von 2–3 Tieren pro Monat, die „Sesshaften“ durch die Einkünfte des als Fahrer tätigen Vaters. Über die Verwendung der Erlöse aus dem zweimal jährlich stattfindenden en gros-Verkauf nomadischer Tiere entscheidet jedoch der (sesshafte) Vater; letztes Jahr wurde ein großer Teil in den Ausbau des gemeinsamen Hauses sowie in den Last-

wagen des Vaters investiert. Außerdem wurde einer der Nomaden krank und musste ärztlich versorgt werden, was wiederum aus der gemeinsamen Kasse bezahlt wurde (Oussikis, Mai 2003).

Wendet man nun das gleiche Haushaltskonzept auf beide vorgestellte Familien an, werden die beiden Gruppen in völlig unterschiedlichen Arten in jeweils mehrere „Haushalte“ zerschnitten. Bei der Erstellung von Statistiken, die sich über ein ganzes Dorf, eine ganze Region oder gar über ganz Marokko erstrecken, ist, um Vergleichbarkeit herzustellen, die Anwendung eines einzigen standardisierten Haushaltskonzeptes jedoch unumgänglich. In einem Umfeld, das von einer Vielfalt von Familienstrukturen und -strategien gekennzeichnet ist, hat dies jedoch zwei Konsequenzen: Zum einen werden, je nach Konzept, systematisch bestimmte soziale Zusammenhänge ausgeblendet, andere hingegen überrepräsentiert. Zum anderen können die Ergebnisse einer Statistik in Abhängigkeit vom Haushaltskonzept völlig verschieden ausfallen. Statistisch sind somit bestimmte Aussagen möglich, andere hingegen nicht; eine Statistik, die alles erklärt, gibt es nicht.

In den marokkanischen Volkszählungsdaten sind nicht nur die Anzahl der nomadischen Personen erfasst, sondern auch die der nomadischen Haushalte. Welches Haushaltskonzept steht dahinter? In den Publikationen der Statistikbehörde findet sich dazu folgende Angabe:

Un ménage est un groupe de personnes, parentes ou non, vivant (et dormant) habituellement dans un même logement et dont les dépenses sont généralement communes.<sup>20</sup>

Ein Haushalt weist demnach zwei Merkmale auf: Zum einen leben (und schlafen) die Gruppenmitglieder üblicherweise in der gleichen Unterkunft; zum anderen haben sie gemeinsame Ausgaben. Schon die oben genannten Beispiele zeigen, dass diese beiden Kriterien nicht unbedingt deckungsgleich sind; im Zweifel muss also einem der beiden Kriterien Priorität eingeräumt worden sein: Der gemeinsamen Unterkunft, so ist zu vermuten.

An den Daten der Statistikbehörde fällt des Weiteren auf, dass jeweils ganze Haushalte als nomadisch oder nicht-nomadisch definiert werden; die 87.831 „Nomaden“ verteilen sich auf genau 12.675 (jeweils vollständig „nomadische“) Haushalte. Vermutlich wurden in vielen Fällen einzelne Nomadenzelte, die man, betrachtete man sie in ihrem Reproduktionskontext, als Teil eines größeren Haushaltes zählen müsste, als einzelne Haushalte gezählt und damit aus ihrem Reproduktionskontext herausgerissen. Wäre dies der Fall, dann wären die Daten, sobald es um Einschätzung von Existenzsicherungsstrategien geht, nur sehr bedingt verwendbar.

---

<sup>20</sup> MCP-DS (1999).

Abb. 3. *Verflechtung nomadischer und nicht-nomadischer Aktivitäten in einer Ait-Atta-Familie, Oussikis-Tal, Gemeinde Msemrir.*

<i>Person</i>	<i>Aktivität</i>	<i>N = Nomade S = Sesshafter S / N = Beides</i>
Vater Moha	Bebaut ca. 4 Tage in der Woche seine Felder im Dorf; 2–3 Tage in der Woche ist er bei den Nomaden	S / N
Mutter Fatma	Im Dorf	S
Sohn (1) Lahcen	Wanderarbeiter in Casablanca; hat dieses Jahr für zwei Monate wegen Krankheit des Bruders Said bei Nomaden ausgeholfen; hat früher gehütet und das entsprechende Wissen erworben	S / N
Frau v. Lahcen	Bei den Nomaden	N
Enkel	Hirte; bei den Nomaden	N
Enkelin	Im Dorf; geht zur Schule	S
Enkelin	Kleinkind; bei den Nomaden	N
Enkel	Kleinkind; im Dorf	S
Sohn (2) Iddir	Wanderarbeiter in Almeria (Spanien)	S
Sohn (3) Said	Hirte; meist bei den Nomaden; zeitweise Lohnarbeiter im Dorf	S / N
Frau von Said	Nach Aussage der Familie „manchmal bei den Nomaden, manchmal im Dorf“	S / N
Sohn (4) Mohand	Im Dorf; zeitweise bei seinem Bruder in Casablanca	S
Frau v. Mohand	Bei den Nomaden	N
Enkel	Im Dorf; geht zur Schule; hilft im Sommerhalbjahr am Wochenende bei den Nomaden	S / N
Enkelin	Im Dorf	S
Enkelin	Bei den Nomaden	N
Sohn (5) Brahim	Wanderarbeiter an ständig wechselnden Orten	S

*Entwurf:* Ingo Breuer. *Datenquelle:* Eigene Erhebung Frühjahr 2002.

Bemerkung: Die Töchter der Familie sind bereits verheiratet und zählen nicht mehr zum Haushalt.

*Repräsentation von Nomaden auf aggregierter Ebene*

Die Grundaussagen der offiziellen Statistiken sind in Abb. 1. kartographisch dargestellt. Vergleicht man das Bild, das sich aus der Karte ergibt, nun mit Befunden aus der veröffentlichten wissenschaftlichen Literatur, so fällt auf, dass eine ganze Reihe nomadischer Phänomene in den Statistiken nicht repräsentiert sind. So impliziert die Registrierung von Nomaden in ihrem Ursprungsgebiet zunächst, dass die *Zielgebiete* – sowohl traditionelle als auch neue – der marokkanischen Nomaden nicht erscheinen. Da die Zielgebiete oft diejenigen Gebiete sind, in denen Ressourcenkonflikte zwischen Nomaden, aber auch zwischen Nomaden und Sesshaften entstehen, ist damit eine grundlegende Dimension nomadischen Alltags in den Statistiken unsichtbar: So gibt es Regionen mit geringem oder auch ohne Nomadenanteil, die Jahr für Jahr von Hunderten von Nomaden mit ihren Herden aufgesucht werden: Dazu zählen z. B. die Hochweiden im Zentralen Hohen Atlas (Provinz Azilal), bestimmte Gebiete auf den ostmarokkanischen Hochplateaus sowie das südwestmarokkanische Souss-Gebiet.

Exemplarisch kann dies am Beispiel des Souss-Gebietes verdeutlicht werden:<sup>21</sup> Laut Statistik fast nomadenfrei (insgesamt nur 28 nomadische Haushalte), ist der Souss seit einigen Jahren Zielgebiet einer Vielzahl von Nomaden aus ganz Marokko, die, oft infolge extremer Wetterbedingungen in ihren traditionellen Weidegebieten, mehrere Monate jährlich dort verbringen. Einige von ihnen lassen sich für mehrere Jahre oder sogar fest dort nieder; ihr rechtlicher Status ist jedoch meist unklar bzw. prekär. Da gleichzeitig der Souss einerseits zu einer der dynamischsten Agrarregionen Marokkos mit entsprechend unruhigem Bodenmarkt avanciert ist<sup>22</sup> und zum anderen der Schutz der Arganienwälder Priorität bei bestimmten marokkanischen Behörden und internationalen Entwicklungsorganisationen hat, kommt es im Souss regelmäßig zu Ressourcenkonflikten zwischen Nomaden und Sesshaften.

Ebenso bleiben etliche Hochgebirgsgebiete, die durch Bergtranshumanz oder durch Bewegungen kurzer Reichweite gekennzeichnet sind, in der Nomadenstatistik ausgespart. Man könnte nun einwenden, dabei handle sich nicht um Nomaden, sondern um Formen der Bergtranshumanz.<sup>23</sup> Folgendes Argument relativiert jedoch diese Unterscheidung: Ein eindeutiges Kriterium, das die Abgrenzung dieser Gruppen als nichtnomadisch gegenüber den „echten“ Nomaden des marokkanischen Südens erlauben würde, ist, zumindest für die Gegenwart, kaum auszumachen: Beide Gruppen nutzen zeitweise bodenvage Behausungen (Zelt, Höhlen, provisorische Verschläge), beide Gruppen leben saisonweise sesshaft in festen Häusern. Beide Gruppen haben neben der Viehzucht andere Einkünfte, und bei beiden ist das Phänomen zu beobachten, dass einzelne

<sup>21</sup> Vgl. Werner (2003).

<sup>22</sup> Vgl. Berriane (2002).

<sup>23</sup> Für Definitionen und Abgrenzungen von Nomadismus und Transhumanz siehe Scholz (1992).

Familien zu einer neuen Form von hochmobiler Viehzucht übergegangen sind, bei der sich die Nomaden mitsamt ihren Zelten und Herden per Lastwagen durch ganz Marokko transportieren lassen und sich in verschiedensten Regionen flexibel neue Weiden erschließen. In allen ariden Regionen Marokkos existiert zudem eine nicht geringe Anzahl ehemaliger Nomaden, die ihre traditionellen Wanderungen extrem verkürzt haben und nur noch extensive Tierhaltung in direkter Dorfnachbarschaft betreiben. Die Unterscheidung zwischen Nomadismus und Transhumanz ist vor diesem Hintergrund zwar historisch-genetisch gesehen korrekt: Noch gegen Ende des 19. Jh.s wäre es gerechtfertigt gewesen, die Nomaden (im Sinne von Scholz 1995) der Wüstenrandgebiete von den Transhumanz betreibenden Gruppen des Hohen Atlas abzugrenzen. Spätestens seit der Mandatszeit und in besonderem Maße seit der Unabhängigkeit sind jedoch Transformationsprozesse eingetreten, die die Unterschiede zwischen den Gruppen zunehmend verwischen, so dass heute eine solche Differenzierung empirisch kaum mehr möglich ist.

Nomadenfrei ist laut Statistik auch die gesamte *Westsahara*. Dies ist zunächst nicht verwunderlich: Bereits Scholz hat auf die Rahmenbedingungen hingewiesen, unter denen Nomadismus dort ab der 2. Hälfte des 20. Jh.s unmöglich wurde.<sup>24</sup> Allerdings betreiben einige (Ex-)Nomaden aus der Westsahara weiter Nomadismus – der allerdings nicht in der Westsahara selbst, sondern im Souss und anderen Regionen Südwestmarokkos stattfindet.<sup>25</sup> Dieses Phänomen ist deshalb bedeutsam, weil es sich meist um Besitzer sehr großer Dromedar-Herden handelt, die oft an Konflikten um Weiden beteiligt sind. Diese Personen sind zu einer Art „Lohn-Nomadentum“ übergegangen, bei dem die Hüteaufgaben an bezahlte Hirten delegiert werden, die selbst nicht unbedingt nomadischen Kontexten entstammen müssen, in Bezug auf ihre Lebensweise aber einige „nomadische“ Merkmale aufweisen (Leben im Zelt). Weder Herdenbesitzer noch Lohnhirten tauchen in der Volkszählung als Nomaden auf, nicht in ihren Ursprungs- und auch nicht in den Zielgebieten.

Ein bereits angesprochener Faktor ist vermutlich für weitere Verzerrungen der statistischen Daten verantwortlich: Innerhalb von Marokko sind (mindestens) zwei Typen von Familienstrukturen zu unterscheiden, in denen heute nomadische Viehzucht betrieben wird, und zwar: (1) Haushalte, die weitgehend auf (nomadische) Viehzucht spezialisiert sind und deren Verflechtungsgrad mit anderen Erwerbszweigen gering ist, und (2) Haushalte, innerhalb derer verschiedene – nomadische und sesshafte – wirtschaftliche Aktivitäten miteinander verflochten sind. Entscheidend ist, dass die beiden Haushaltstypen räumlich sehr ungleich verteilt vorkommen: Während Typ 1 schwerpunktmäßig auf den ostmarokkanischen Hochplateaus, bei den ehemaligen Nomaden der Westsahara sowie bei einigen Gruppen Südostmarokkos zu finden ist, dominiert Typ 2 an der

<sup>24</sup> Scholz (1995, 200f.).

<sup>25</sup> Vgl. Werner (2003).

Südabdachung des Zentralen Hohen Atlas sowie an der Ostabdachung des Mittleren Atlas.<sup>26</sup> In einer Volkszählung, die auf dem Haushaltskonzept der gemeinsamen Wohnung beruht, ist es wahrscheinlicher, dass ein Haushalt des Typs 1 als nomadisch klassifiziert wird als ein Haushalt des Typs 2, da in letzterem Typ der nomadische Haushaltsteil oft nur eine geringe zahlenmäßige Bedeutung hat. Die scheinbare extreme Konzentration der Nomaden auf Ostmarokko könnte zumindest teilweise auf diesen Mechanismus zurückzuführen sein.

Wie aus dieser Aufstellung deutlich wurde, bleiben in den offiziellen Statistiken etliche Phänomene unsichtbar, die im Kontext von Transformationsprozessen als nomadisch angesprochen werden müssten. Zudem sind die wesentlichen (bzw. konfliktreichsten) Interaktionsphänomene zwischen Nomaden und Sesshaften in den Statistiken nicht repräsentiert. Die Gründe dafür liegen in der Praxis der Volkszählung sowie in der Art und Weise, in der dabei Kategorien gebildet bzw. in standardisierte Interviews umgesetzt (oder nicht umgesetzt) wurden.

### *Fazit*

Deutlich wird an diesem Beispiel, dass statistische Daten, wenn ihr Entstehungskontext nicht geklärt ist, nur mit größter Vorsicht interpretiert werden sollten. Über Nomaden in Marokko können anhand der von offizieller Seite vorhandenen Daten sehr viel weniger Aussagen getroffen werden, als es zunächst den Anschein hat. Insbesondere für den Leser, der nur über wenige Hintergrundinformationen verfügt, entsteht bei der Beschäftigung mit den Daten ein Bild des „nomadischen Marokko“, das in seiner einfachen Logik zunächst überzeugend wirkt, jedoch einen selektiven und verzerrten Blick auf die nomadischen Phänomene gibt, die aktuell in Marokko existieren. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, dass einfache, für große Volkszählungen handhabbare Zählprozeduren den komplexen (und darüber hinaus lokal extrem differenzierten) Strukturen eines in partieller Auflösung und Transformation befindlichen Nomadismus nicht gerecht werden können.

Als Abschluss these bleibt somit Folgendes festzuhalten: Auf standardisierten Interviews beruhende statistische Daten sollten, konträr zu ihrem Anspruch, niemals als direkte Abbildungen von „Wirklichkeit“ gelesen werden. Sie sind vielmehr Produkt von Aushandlungsprozessen, in denen es um die Konstruktion dessen geht, was als „Wirklichkeit“ (oder in diesem Fall als „nomadisches Marokko“) angesehen werden soll. Datenproduktion ist in gesellschaftlich konstituierte diskursive Prozeduren eingebunden und als solche nicht unabhängig von dem sozialen Raum, in dem sie geschieht; für jeden, der anhand (offizieller)

---

<sup>26</sup> Für eine Übersicht siehe Chiche (1993).

statistischer Daten Aussagen über soziale Phänomene trifft, sollte deshalb zunächst die Frage nach der Produktion dieser Daten im Vordergrund stehen.<sup>27</sup> Entscheidend für die Nomaden selbst ist jedoch, dass statistische Daten immer auch eine politische Dimension haben: Sollten sie beispielsweise jemals als Entscheidungsgrundlage genutzt werden, so etwa für Entwicklungsinstitutionen, die Maßnahmen im Rahmen einer Nomadenpolitik erarbeiten, hätten die Probleme der Datenproduktion direkte Rückwirkungen auf die Nomaden vor Ort.

### Literatur

- Atteslander, P.: *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin 2000.
- Berriane, M.: „Le Souss-Massa et ses prolongements“, in: J.-F. Troin (Hg.): *Maroc. Régions, pays, territoires*. Paris 2003, 295–321.
- Chiche, J.: *Les zones arides marocaines, marges ou régions. Eléments pour une méthode d'étude pour le développement*. Montpellier/Médenine 1993.
- Diekmann, A.: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. München 1996.
- Ehlers, E./H. Kreuzmann: *High Mountain Pastoralism in Northern Pakistan*. Stuttgart 2000.
- Friedrichs, J.: *Methoden empirischer Sozialforschung*. Opladen 1999.
- Gertel, J.: „Erinnern und Selbstkonstruktion. Konsequenzen sozialer Wissensproduktion in Interviewsituationen“, in: A. Hartmann (Hg.), *Geschichtskonzeptionen und Erinnerungen im Islam*. Göttingen 2004, 207–222.
- Gertel, J./I. Breuer/C. Heinig: „Zur Klassifikation von Grenzen und Übergängen nomadischer Aktivitäten“, in: Leder, S./B. Streck (Hgg.): *Berichte aus den Arbeitsgruppen: Grenzen und Übergänge*. Materialien des SFB „Differenz und Integration“ I (2002), 23–31.
- Janzen, J.: *Räumliche Mobilität und Existenzsicherung: Fred Scholz zum 60. Geburtstag*. Berlin 1999.
- MCP-DS <Ministère chargé de la population, Direction de la statistique>: *Population legale du royaume d'après le recensement général de la population et de l'habitat*. Rabat 1995a.
- MCP-DS <Ministère chargé de la population, Direction de la statistique>: *Population rurale par Fraction et Douar*. Rabat 1995b.

<sup>27</sup> Voraussetzung dafür ist allerdings eine Offenlegung der Zählmodi und der Kategorienbildung von Seiten der volkszählenden Behörden.

- MCP-DS <Ministère chargé de la population, Direction de la statistique>: *Recensement Général de la Population et de l'Habitat 1994*. Datenbasis auf CD. Rabat 1999.
- MPEP-DS <Ministère de la prévision économique et du plan, Direction de la statistique>: *Annuaire statistique du Maroc 2000*. Rabat 2001.
- Müller-Hohenstein, K./H. Popp: *Marokko. Ein islamisches Entwicklungsland mit kolonialer Vergangenheit*. Stuttgart 1990.
- Scholz, F./J. Janzen: *Nomadismus, ein Entwicklungsproblem?* Berlin 1982.
- Scholz, F.: *Nomadismus. Theorie und Wandel einer sozioökologischen Kulturweise*. 1995.
- Smith, J./I. Wallerstein/H.-D. Evers: *Households and the World Economy*. Beverly Hills 1984.
- Werner, J.: *Élevage mobile dans l'arganeraie. Une analyse de la situation actuelle et de sa problématique*. (Unveröffentlichtes Typoskript. Projektbericht für die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit). Agadir 2003.



## Autoren

**Ingo Breuer** (1974), Dr. cand., M.A. 2001 in den Fächern Geographie, Volkswirtschaftslehre und Islamwissenschaft an der Universität Freiburg. Seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter des SFB 586 im Teilprojekt „Ökonomie und Image (neuer) nomadischer Aktivitäten in Nordafrika“ (2001–2004) bzw. „Geschichte, Struktur und Dynamik von Regionalisierungsprozessen“ (seit 2004). Dissertation „Mobilität und Existenzsicherung im ariden Marokko“ (in Vorbereitung). Forschungs- und Interessenschwerpunkte: Geographische Entwicklungsforschung, Wirtschafts- und Sozialgeographie, Nordafrika und Naher Osten.

**Jörg Gertel** (1961), Prof. Dr. rer. nat. habil., Professor am Orientalischen Institut der Universität Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Wirtschaft und Sozialgeographie, Entwicklungsforschung und Gesellschaftstheorie. Studium in Marburg, Freiburg und Damaskus. Mehrjährige Forschungsaufenthalte im Sudan (1986/87), Ägypten (1991–1994), den USA (1996, 1998) und Neuseeland (2003). Gastprofessur an der University of Washington in Seattle (1998). Antragsteller im SFB 586 für die Teilprojekte „Ökonomie und Image (neuer) nomadischer Aktivitäten in Nordafrika“ (2001–2004) und „Geschichte, Struktur und Dynamik von Regionalisierungsprozessen“ (seit 2004).

**Katharina Lange** (1971), Dr. phil., Studium der Ethnologie, Islamwissenschaft und Neueren Geschichte in Tübingen, Portland und Leipzig. Im Juli 2002 Promotion im Fach Ethnologie an der Universität Leipzig. Juli 2001 bis Juni 2004 Mitarbeiterin im Teilprojekt A3 des SFB 586 („Lebenswirklichkeit eines Beduinenstammes 1900–2000 – Die Geschichte der Welde“); seit Juli 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Moderner Orient, Berlin, mit einem Projekt zum Thema „Kriegsbilder. Erlebnisse und Erfahrungen arabischer Teilnehmer am Ersten und Zweiten Weltkrieg“.

**Claudia Näser** (1970), Prof. Dr., Studium an der University of Cambridge/St. John's College im Fach Archäologie, Vertiefungsrichtung Afrikaarchäologie (M.Phil. 1995), Promotion 2001 an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Ägyptologie. Von 2001 bis 2004 Mitarbeiterin des SFB 586 im Teilprojekt „Eine Archäologie der Interaktionen: nomadische Gruppen, rurale Bevölkerungen und ägyptische Eroberer in Unternubien im Neuen Reich (2. H. 2. Jt. v. Chr.)“. Seit 2004 Juniorprofessorin am Seminar für Archäologie und Kulturgeschichte Nord-

ostafrikas der Humboldt-Universität zu Berlin. Interessenschwerpunkte: Archäologie und Kulturgeschichte Ägyptens und des Sudan, funeräre Kultur, Wissenschaftstheorie.



